SAN FRANCISCO PUBLIC LIBRARY
3 1223 00557 9868

MEIN VETTER ERNST BARLACH

von Karl Barlach

GERMAN
759.3
B248b

SAN FRANCISCO
PUBLIC LIBRARY

Copyright by B. C. Heye & Co., Bremen
Einband und Schutzumschlag von M. Kausche, Worpswede
Druck: B. C. Heye & Co., Bremen

00557868

MEIN VETTER ERNST BARLACH

Inhaltsverzeichnis

Seite

Woher kommen wir? 7

Pastor Gottlieb Ernst Barlachs Sippe 13

Erste Berührungen. Frühwerke 27

Wir werden Freunde 33

Der Krieg. Mutter und Sohn 37

Menschen um Ernst 43

Neue Unruhe 49

Jahre des Schaffens. Findling. Sündflut 55

Bewegte Zeit. Reisen und Besuche 59

Die Zuflucht 67

Zwischen Ehrung und beginnender Verfolgung 71

Das Ende 79

Einige Worte zu den Bildern 83

Vorwort

Dr. Friedrich Dross, der Herausgeber des literarischen Gesamtwerkes Ernst Barlachs, ist es, dem auch das Entstehen dieser Aufzeichnungen zu danken ist. Er hat mir bei der Überwindung aller Klippen bis zur Gestaltwerdung im Druck wahrhafte Freundeshilfe geleistet. Ihm sei daher in herzlicher Dankbarkeit diese Schrift gewidmet. Er regte bei dem Verlag Piper an, in irgendeiner Form mein Wissen von dem Vetter zu nutzen. Piper bat mich darauf um einige Zeilen für den von ihm geplanten Almanach und begrenzte diesen Beitrag auf ein Höchstmaß von 10 Seiten. Ich begann zu sammeln und zu schreiben, zwängte mich in einen möglichst knappen Ausdruck — und doch wuchs das Geschriebene sehr bald über den gesteckten Rahmen hinaus, mußte ihn mit Notwendigkeit sprengen. Der Erfolg: für den Almanach viel zu lang, als eigenes Buch zu kurz. Ich holte mein Kind zurück, fand Leser des Manuskripts, die forderten, es dürfe nicht im Schubfach verkommen, fand den großherzigen Geber, der das geldliche Wagnis übernahm und fand den liebevollen Verleger, der vor allem die reiche Ausstattung mit Bildern anregte — Ihnen sei ganz besonders gedankt.

Was will und kann ich geben, das des Erhaltenwerdens wert sein mag. Mein persönliches Erleben mit dem Menschen Ernst Barlach, der aus dem Vetter Freund wurde und dem Freund manches eröffnete, was der großen Welt nicht gesagt werden sollte. Darf es nun schon gesagt werden? Ich denke ja. Die persönlichen Mitspieler sind bis auf wenige

nicht mehr am Leben. Was ausgebreitet wird, gereicht, so meine ich, weder dem Vetter noch ihnen zur Unehre, wenn auch aus vergangenen Tagen manche hemmende und belastende Einwirkung auf den Weg des Künstlers nicht verschwiegen werden kann.

Nur das Bild des Menschen möchte ich bereichern aus dem, was ich mit ihm und durch ihn erfuhr, was seine Kunst denn freilich doch überall streift und umrahmt. Die Wertung der Kunst will und muß ich Kundigeren überlassen. Ebensowenig ist eine vollständige Biographie angestrebt. Das ergibt sich schon aus dem geschilderten Werdegang. Erhalten möchte ich das, was eben nur ich weiß, wobei der Flüssigkeit des Bildes wegen nicht vermeidbar ist, daß Bekanntes einfließt. Ich habe mich dabei der eigenen Worte des Vetters reichlich bedient, soweit sie eben zu mir gesprochen sind.

Ein glücklicher Umstand fügte es, daß meine enge Verbindung mit dem Vetter gerade da einsetzt, wo sein Selbsterzähltes Leben endet. In diesem Sinne bitte ich den Leser, mein Büchlein freundlich aufzunehmen.

Neumünster, im September 1960

Karl Barlach

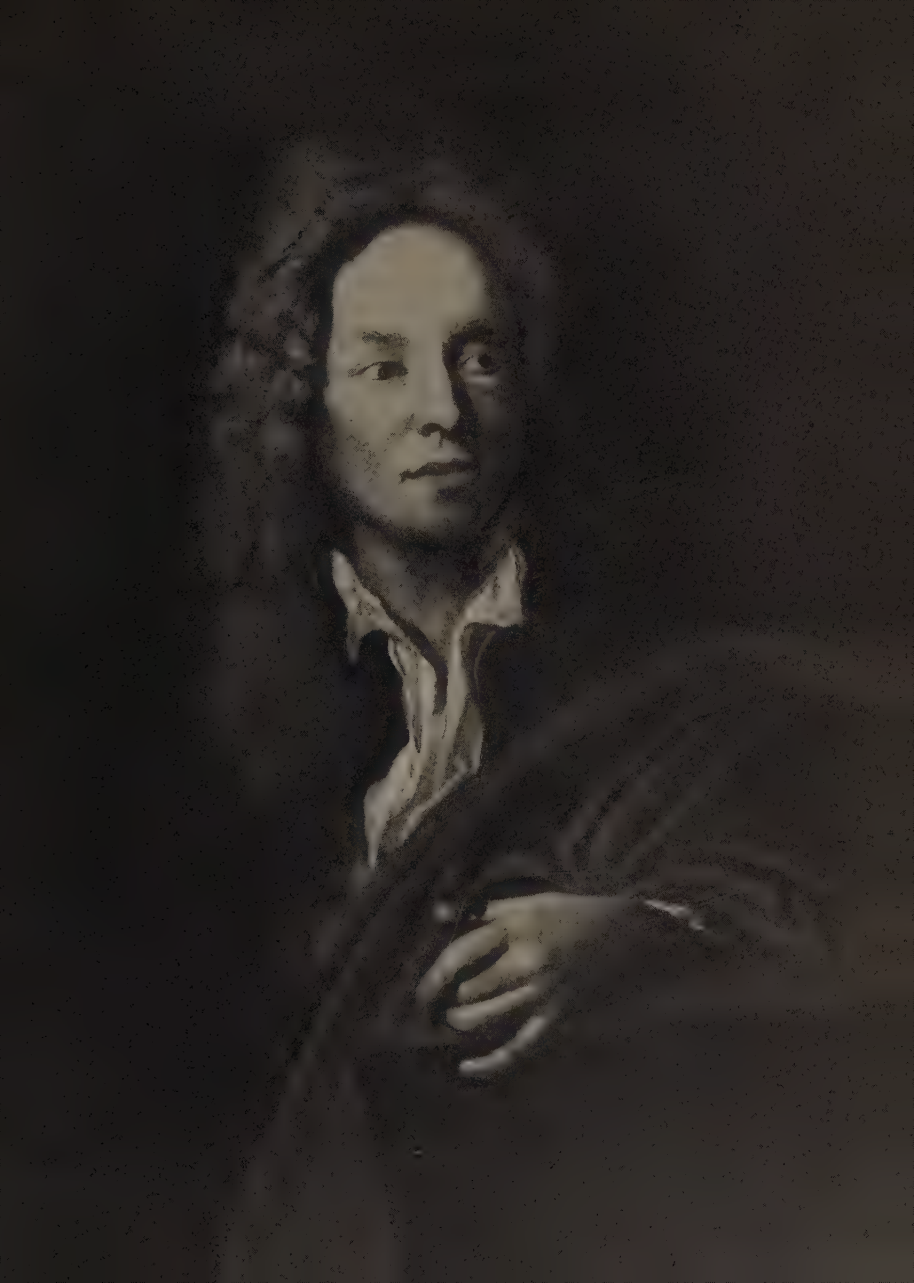
Ernst Barlach 1922 als Kunstschüler in Dresden

Woher kommen wir?

Wenn ich gebeten bin, meine Erinnerungen an meinen Vetter Ernst niederzuschreiben, so kommt mich ein schweres Bedenken an. „Der arme Vetter" soll schildern, wie er den reichen in seinem Glanze an sich vorüberfahren sah. Ganz so freilich empfand ich den Abstand nicht. Respektlos nahm ich und pflückte ich die Früchte von Vetterschaft und Freundschaft. Erst spät freilich erwuchs diese aus jener und so ist mein Bedenken dies, ich möchte zu wenig zu geben haben, wenig namentlich aus der Zeit der frühen Jugend, über die doch wohl in erster Linie von dem Vetter Aufschlüsse erwartet werden. Acht Jahre trennen Kinder weit und die Dinge liegen so, daß ich erst des jungen Altonaer Kunstschülers zum ersten Male persönlich ansichtig wurde. Was ich geben kann aus Erleben und Erforschungen, das ist, daß ich helfen kann, den Grund zu durchackern, aus dem wir beide erwuchsen, den Figuren, die der Vetter in seinem „Selbsterzählten Leben" kurz umreißt, diesen oder jenen Zug beizufügen. Dabei werde ich freilich die herrliche Gestrafftheit seiner Schilderung nicht annähernd erreichen. So setze ich Kenntnis dieses seines dokumentarischen Zeugnisses voraus. Wer es nicht gelesen hat, dem rate ich, dieses mein Büchlein beiseitezulegen und zunächst dem Meister selbst zu lauschen. Wenn es ihn dann doch gelüstet, über das Vor, Neben und Nach der von Ernst dargestellten Zeit einiges zu hören, den Faden seines persönlichen Erlebens bis an das Ende ausgesponnen zu sehen, so hoffe ich, solchem Wunsch in allem Abstand gegen sein Werk zu dienen.

Ein weniges vom Namen: Ein Herkunftsname wie so viele. Burlage am Dümmersee, das kann als sicher gelten, ist der Ort, dem ein ferner Vorfahre einst den Rücken gewandt hat, um ihn mit in die Welt zu nehmen. Nicht weit einstweilen, wie wir sehen werden. Burlage liegt in dem Winkel, wo Oldenburg, Hannover und Lippe zusammenstoßen. Niedersachsenstamm also. Das bleibt auch bestehen, wenn Barlage, eine kleine nicht weit davon zu suchende Siedlung namengebend gewesen wäre. Burlage ist wahrscheinlicher, denn die Glieder der ältesten urkundlich unserem Stamm zugehörigen Generationen schreiben sich vielfach noch Burlach, Borlach, Burlag (Burlage = Bärensee oder Bauernsee, Lage = lacus oder Liegenschaft).

Um 1660 mag der älteste, von dem wir Kunde besitzen, ein Behrend oder Bernhard Barlach aus England gekommen sein — sicherlich zurückgekommen — wo er als ein Kaufmann ein leidliches Vermögen erworben hatte. Er freit Ursula, die Tochter des Pastors Ehrn Jacobi in Talle bei Lemgo, kaum 60 km südlich von Burlage. Aus ihrem Erbgut bringt sie dem Gatten einen Anspruch auf die „Mühle und Güter zu Hohenhausen" ein. Dort aber sitzt die Edle Frau von Sarrazin, angeheiratet zwar, aber mit zäher Energie und weiblichen Ränken festhaltend am Besessenen. Gegen sie beginnt er den vierzigjährigen Prozeß vor dem Kammergericht zu Wetzlar. Ein Kestner wirkt als Sekretarius dort mit. Der Prozeß überdauert den Auszug des Reichskammergerichts nach Wesel und die Rückwanderung nach Wetzlar. Er hat im wesentlichen die englischen Güter verzehrt. Die Sarrazin behauptet sich. Die Barlachs — inzwischen waren die Söhne an Stelle des verstorbenen Vaters in den Prozeß eingetreten — werden mit 1 750 Talern abgefunden. Die erhaltenen Akten liegen im Archiv zu Detmold und sind die eine Quelle, die Licht über die ältere Zeit unse-



res Geschlechts verbreitet. Die andere kommt aus Kursachsen, denn einer der Söhne des Bernhard, Hermann Borlach, erscheint zu dem Vergleichstermin am 9. Juni 1692 aus „Dresen". Von neun Söhnen des Urvaters Bernhard und der Ursula erfahren wir. Sie alle haben ein ehrbares Handwerk erlernt und sich wandernd über die deutschen Lande zerstreut. Wir finden sie in Rodenberg am Deister, Stolzenau an der Weser, Braunschweig, Griesen in der Mark und Dresden. Bei dem Dresdner Hoftischler Johann Hermann Borlach muß ich noch verweilen, da durch seinen Sohn, Johann Gottfried, die zweite Lichtquelle über jene alten Zeiten entzündet wird und weil wir in ihm auch das älteste Zeugnis künstlerischer Begabung finden. Johann Gottfried genoß eine gute humanistische Bildung, ging nach Berlin, wo er sechs Jahre Mitglied der dort von Friedrich I. gegründeten Malerakademie war. Nebenher studierte er Chemie bei Mollwitz und auf diesem Gebiete entwickelte er seine genialen Gaben im Dienste August des Starken. Er wird Direktor und Organisator der kursächsischen und polnischen Salinen. Er erbohrt unbeirrt vom Spott der Zweifler in jahrelanger Arbeit die Solquelle von Bad Dürrenberg/Saale — dort steht noch der Borlachturm zu seinem Gedenken — wird zum Begründer wissenschaftlicher Forschung im Salzbergbau und stirbt hochgeachtet in Bad Kösen. In Schulpforta liegt er begraben. Bergassessor Friedrich von Hardenberg (Novalis) war eine Zeit lang unter ihm tätig.

Doch um den gradlinig zu Ernst Barlach führenden Stamm zu verfolgen, müssen wir zurückkehren zu Hans Borlach, einem weiteren Sohn des Behrend, der als ein „Sager" (Zimmermann) in Griesen bei Wörlitz Brot und Heimat findet. Von seiner Frau erwirbt er dort Haus und Hof, so daß er als ein „Kossäte" in den Büchern erscheint. Doch bleibt er dem Handwerk treu. Einer seiner Söhne, Johann Christianus,

wird Schneidermeister zu Griesen und begründet damit die durch drei Generationen reichende Schneiderdynastie, die mit seinem Sohn Nikolaus Gottlieb wandernd Eckernförde erreicht. Sein Enkel Gottlieb Ernst tut den Sprung ins Akademische. Wir sind damit bei unserem Großvater, dem Pastor Barlach, mit dem Ernst schon persönlich Berührung hatte.

Ziehen wir aus dem kurzen Lauf durch zwei Jahrhunderte unseres Werdeganges die Frucht, so mag es die sein: Niedersächsisches Blut gab wohl den stärksten Einschlag in das Gewebe des Erbguts. Niedersächsisches Land formte daran. Freilich, bäuerliche Verbundenheit mit der Heimaterde ist vom Mannesstamm aus nicht gegeben. Aus bürgerlichem Handwerk und beweglichem Freiberuf entstammt der Sproß, dem so starke Erdverbundenheit und Bodenschwere anhaftet, dem aber auch das gelöste Schweben angeboren ist. Romantische Märchenschau neben hartem Anpacken des Realen, bohrender Ernst und überlegener Humor — konstruktiver Verstand und tiefe Herzensgüte sind Gaben, die in diesen Raum wohl passen.

Über die mütterlichen Ahnen vermag ich aus eigener Erfahrung nichts zu sagen, doch lehrt der Stammbaum, daß sie weithin zurück alle aus dem westlichen Holstein kommen. Die Vollerts gehen auf Mühlenbesitz, die Junges (Großmutter) auf ein Brauer- und Brennergeschlecht zurück. Aus Jungeschem Stamm erwuchs Luise Schenck, eine späte Dichterin der Romantik, mit der Ernst in Hamburg Freundschaft hielt. Doch wenden wir uns zu den Barlachs zurück. Unser beider Großmutter, Katharina Thiessen aus Rendsburg, ruht auf dem Kirchhof zu Süsel, für uns nicht mehr als ein längst verklungener Ton, selbst

unseren Eltern nur ein flüchtiger Klang erster Jugendtage. Aus dem Leben im Süseler Pfarrhaus wußte mein Vater zu berichten, daß die Familie des öfteren zu Fuß Ausflüge nach Haffkrug an die nahe Ostsee unternahm und daß es dabei ohne Prügel für ihn oder die Brüder nicht abzugehen pflegte.

Michel Junge (Urgroßvater)

Aber auch der Großvater ist mir keine lebendige Erinnerung. Als er nach einem kräftig gelebten Leben in Bargteheide seine Ruhestätte fand, war auch Vetter Ernst erst vierjährig.

Ein schönes Lichtbild läßt charaktervolle unpolierte Züge eines niedersächsischen Bürgers erkennen, aus dessen lebendigen Augen eine starke Vitalität, ich möchte sagen sprüht, und daneben unverkennbar der Schalk spricht. Mit sanften Worten wird er seine Gemeinde nicht angefaßt haben, er, dem selbst nichts Menschliches fremd war. Unverwischbar zeichnet der Enkel mit wenigen Strichen den ehrlichen Sünder, den man lieb haben muß. Auch in Bargteheide werden kräftige Zuchtmittel die nahezu mutterlos aufwachsende Bande der Söhne regiert haben, die, wie mein Vater berichtet, der Schrecken des Dorfes waren. „Dat sünd den Paster sien west", hieß es, wenn ein geplünderter Apfelbaum oder sonstige Schandtat am grauen Morgen offenbar ward. Aber etwas Rechtes werden sollten sie. Hatte der Vater nach einer Schneiderdynastie von drei Generationen den Sprung an die Universität getan, so sollte die Höhe zum Mindesten gehalten werden. So wurden vom kärglichen Gehalt Hauslehrer gehalten, die die wilden Dorfschößlinge für das Christianeum in Altona zurichten mußten. Klaus Wriedt, später Pastor in Nordhastedt, ertränkte seinen Kummer in scharfem Alkohol, Kandidat Matzen aber tröstete sich in der Liebe zur Tochter Friederike, die er dann als Eheweib in die dänisch sprechende Grenzgemeinde Fjelstrup entführte.

Bleiben wir gleich bei diesen beiden, da „Tante Friede" den Vorzug des ältesten der Pastorskinder aufzuweisen hat. Mancherlei Gaben

suchten in dem entlegenen Winkel, wo es an jeder Anregung fehlte, offenbar Luft. Reichtum der Worte fand nicht den Weg in die deutsche Literatur, überströmte aber die Anwesenden mit unausgesetzter Rede, die Fernen mit nicht endenden Briefen. Reichtum der Gesichte aber ließ zum Pinsel greifen. Ein umfangreiches Ölgemälde, die Haderslebener Förde darstellend, schmückte die Wohnung meiner Eltern. Mir ist daraus nur ein rätselhaftes schwarz-braunes Ungeheuer erinnerlich, das meine jungen Tage bedrängte und mir später als ein Pfahlkonglomerat, Dükdalben genannt, gedeutet wurde. Ihr Malgerät, das Vetter Ernst nach ihrem Tode fand, wurde ihm zum Anreger, es selbst mit der Malerei zu versuchen, der verstaubte Boden des Pfarrhauses zu Fjelstrup sein erstes Atelier. Ich selbst sah die Tante nicht, aber mein Vater wußte des Absonderlichen viel zu berichten. Von einem Besuch im nordischen Pfarrhaus zurückkehrend, erzählte er, wie er mit der Schwester durch die Wiesen lustwandelte, wo die Jungen Drachen steigen ließen. Tante Friede blieb erschrocken stehen. „Was ist das?" — „Gott, Friede, das sind Drachen." — „So, so! Drachen, i, wovon mögen diese Tiere sich wohl nähren?" Sprachs und sog mit einem „ah" des Wohlbehagens den Duft ihrer Fingerspitzen. Pastor Matzen ertrug sie mit der großen Würde, die ihm gegeben war. Er ist mir erinnerlich als eine stattliche Gestalt, den edelgeformten Kopf von schlohweißem, vollem Haar umgeben, das ohne Bemühung eines Kamms in schönen Wellen fiel; denn die Körperkultur erledigte er einfach, ohne daß sein stets tadelfreies Aussehen darunter litt. Bei uns zu Besuch lehrte er mich Dinge, die meiner Mutter nicht wohlgefielen. Wenn er sich des Abends auszog, legte er den ganzen äußeren Menschen wie eine zusammenhängende Haut auf einen Stuhl und fuhr des Morgens in gleicher Weise wieder hinein. Das Waschgeschirr wurde nicht weiter in Anspruch genommen, als daß die Finger hinein-

gestippt und damit die Stirn benetzt wurde, ein Taufakt für den jungen Tag.

Wir kommen zu „Onkel Heinrich", dem Rechtsanwalt und Justizrat in Altona, der nach dem frühen Tod von Ernsts Vater zu dessen Vormund bestellt und damit sein Gegenpartner in dem Ringen um den Beruf des freien Künstlers wurde. Seinem eigenen Sohn Friedrich, Ernst um zehn Jahre voraus, war der gleiche Wunsch erfüllt worden. Aber hinter ihm stand der verdienende Vater, während Ernst und seine drei Brüder auf ein sehr schmales väterliches Erbe angewiesen waren. Da darf man den Vormund nicht schelten, der in gemeinsamen Beratungen mit meinem Vater daran festhielt, daß die Grundlagen einer gewerblichen Betätigung geschaffen werden müßten. So begann Ernst seine Laufbahn in der Gewerbeschule, und setzte seine spätere akademische Bildung nur durch, indem er vom Onkel den Teil der Güter verlangte, der ihm gebührte, und ihn im Vertrauen auf die eigene künftige Leistung darangab. Als ein „verlorener Sohn" freilich brauchte er dann nicht zurückkehren. Er kehrte auch nicht zurück, selbst während der Hungerjahre, die zwischen dem Abschluß seiner Studien und seinen ersten Erfolgen lagen.

Wenn die Söhne des Pastors Barlach sich besuchten, so pflegte das einen typischen Verlauf zu nehmen. Sie begrüßten sich begeistert, tranken zahlreiche Flaschen Rotspohn, gerieten in Feuer und erklärten zum Schluß, sie wünschten sich nie mehr zu sehen. Aber sie kamen wieder. Zwischen Onkel Heinrich und meinem Vater war einst eine gemeinsame Italienreise geplant. Heinrich kam geschwollen von Karten und Plänen angereist. Um zwei Uhr nachts verließ er bei krachenden Türen das Haus seines Bruders, dieses Menschen, mit dem man nicht unter einem Dach schlafen könne, und ging ins Bahnhofshotel. Ich hatte Onkel Heinrich recht gern, obwohl er mit mir

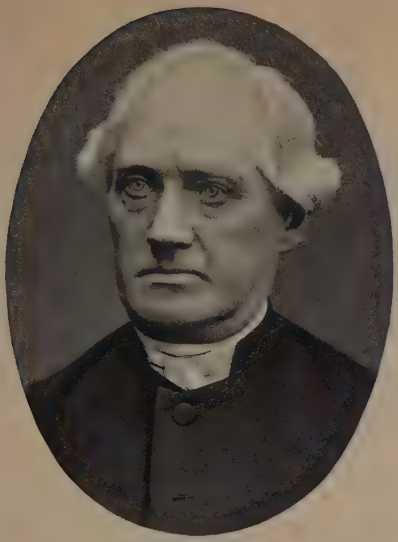
seltsame Spiele spielte. „Es ist genug" hieß das eine, wobei er mich mit langsam sich steigernden Backpfeifen traktierte, bis ich sagen sollte, „es ist genug", was dem Ehrgeiz des Knaben sehr sauer wurde. Auch setzte er mich wohl auf einen hohen Schrank, winkte mir spöttisch Abschied zu und verließ das Zimmer. Das war der Schalk aus dem Erbe des alten Pastors. Aber im Grunde war sein Wesen meist dunkel umwölkt und marschierte er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, im Zimmer auf und ab, graue Schwermut im Blick. Denn immer war das Glück ihm dort, wo er nicht war. Lebte und wirkte er mit klingendem Erfolg in Ratzeburg, so mußte er nach Altona, da er das ruhige Leben nicht ertragen konnte. War er dann einige Zeit in Altona, so war die Großstadt unerträglich, und er zog nach Ratzeburg zurück. Dieses Spiel hin und her trieb er mehrfach; denn in Ratzeburg hatte er inzwischen den Boden verloren. Ständig aber stand sein Sinn nach Italien, dem alljährlichen Reiseziel. Und in der Liebe, der er, wie wohl alle Barlachs, leidend und leidenschaftlich ergeben war, ging es nicht anders. Tante Minna mit herrschsüchtig herben Zügen mußte dulden, wenn er bei dem allabendlichen steifen Grog, den auch sie nicht verschmähte, ihr die unergründliche Tiefe seines abseitigen Liebesleides teilnahmeheischend klagte.

So war das Milieu beschaffen, in dem Ernst während der Altonaer Lehrzeit aus- und einging und um seine Künstlerschaft rang. Tante Minna, den Künsten zwar geneigt, achtete doch eifersüchtig darauf, daß er nicht etwa den eigenen Sohn Friedrich überflügele, der als akademisch ausgebildeter Maler wohl einen recht guten Landschafter hergab, aber wegen früher Tuberkulose auf Capri lebend ein nicht sehr tätiges Leben jung beschloß. Ernst hat mit dem zehn Jahre Älteren kaum Berührung gefunden. Aber hier liegen die Wurzeln der Empfindung und des Namens „Armer Vetter".

Als auch der Vater Heinrich frühzeitig das ruhelose Leben endete, fand sich, daß er nichts erspart hatte. Die anspruchsvolle Witwe und die verwöhnte Tochter, „Cousine Martha", standen nahezu vor dem Nichts. Martha, ein schönes dunkelhaarig-schlankes Mädchen, der kapriziöse Stern der Bälle der besseren Gesellschaft, wurde nun zur ständigen Besucherin von Freunden und Verwandten, bis eines Tages — ein Märchenglück — ein alter, wohlhabender Herr sich fand, der erklärte, nicht ohne die Tochter leben zu können, auch wenn er die Mutter mit in Kauf nehmen müßte. Die Tochter aber, die den Antrag ehelicher Verbindung ablehnte, lebte bis an ihr Ende in der Überzeugung, viel umworben zu sein, und wartete auf den „Assessor", der es aber auch als Landgerichtsrat bei alter Freundschaft vorsichtig bewenden ließ. Tante Minnas unleidliches Wesen trieb den alten Herren schließlich aus dem Hause, aber er zahlte weiter eine Rente für ein Nichts. Freilich, die Hoffnung, er werde Martha zur Universalerbin einsetzen, erfüllte sich nicht. So mußte sie in späten Tagen ihr Brot mit allerlei seltsamen Künsten verdienen. Dazu freilich will ich nicht zählen, daß auch sie von der Barlachschen Gabe des Schreibens ihren Anteil hatte und flottweg einen Roman schrieb, der sogar in einem Provinzblättchen zum Druck gedieh. Aber im Gegensatz zu ihrer sonst exzentrischen Art hatte er nichts Aufregendes, floß vielmehr in einem reichlich verdünnten Gartenlauben-Stil sanft plätschernd dahin. Er fand dann auch keinen Nachfolger. So geriet sie auf das Wahrsagen, Pendel- und Augendiagnose und ähnliche dunkle Dinge. Von dem reichen Haushalt der inzwischen verstorbenen Mutter konnte sie sich nicht trennen. Auch bewahrte sie den Kunstnachlaß des Bruders Friedrich, der mit ihr in Berliner Bombennächten elend zu Grunde ging. Ihre letzten Schilderungen lassen das Grauen jener Tage lebhaft erkennen. Arm, krank und

nicht mehr fähig, Treppen zu steigen, mußte sie kriechend bei den ungezählten Alarmen den Luftschutzkeller aufsuchen, der dann doch das schwindende Leben nicht retten konnte.
Ernsts Beziehungen zu der Kusine haben sich im Laufe ihrer Lebenszeit gewandelt. Während des fast allwöchentlichen pflichtgemäßen Familienbesuches im Hause ihrer Eltern, deren lieblose und ihn herabsetzende Behandlung ihn schwer bedrückte, war der Umgang mit der teilnehmenden „sehr niedlichen, naiven und frischen Siebzehnjährigen" für ihn ein mildernder Balsam. Wesenfremdheit aber wurde schon damals empfunden, und so bildete sich im Laufe der Jahre trotz allem Mitleid mit dem Geschick der Kusine eine ausgesprochene Abneigung heraus.

Mit Marthas Tod erlosch der Stamm Heinrich. Ein weiterer Bruder, Vetter Richard, war Ernst zeitweilig ein fröhlicher Genosse, wenn auch nur in den äußeren Lebensbezirken. Der vier Jahre Ältere rang noch mit dem Abitur, während Ernst dies schon hinter sich gebracht hatte. Er führte Ernst in das mit alkoholischen Exzessen verbundene vorweggenommene Studentenleben seiner Primaner ein, das Ernst offenbar ohne Begeisterung, doch auch ohne Abscheu mitexerzierte. Nach mit vieler Not beendetem Schulbesuch ergriff Richard die Laufbahn des Soldaten, für die er offenbar beste Voraussetzungen mitbrachte. Als Offizier hat er, abenteuerlich von Natur, zunächst den Grafen Waldersee als dessen Adjutant nach China begleitet. Nach seiner Rückkehr trat er europamüde in die Schutztruppe, bei der er in einem Gefecht in Südwest gegen die Eingeborenen fiel. Er stellte in klarster Form den Typ des Tatmenschen dar, zu dem die eine Gruppe der Barlachs stets ihre Vertreter stellte, währen die andere in schwerblütig musische Richtung zielte.



Pastor Matzen

Tante Friede

Onkel Heinrich

Tante Minna

Vater

Mutter

Onkel Carl

Tante Otti

Onkel Johannes

Tante Erne

Zu diesen Tatmenschen, energiegeladen, rasch, heftig und jähzornig, aber verläßlicher Helfer derer, die seiner bedurften, zählte Ernsts Vater, der praktische Arzt Dr. med. Georg Barlach in Ratzeburg. Sein Bild wird mir am klarsten dadurch, daß ich in ihm meinen Vater begreife, dem er, nach allem, was der Sohn von ihm berichtet, in ungewöhnlichem Maße glich. Denn ich selbst bewahre den Onkel Georg nur ein einziges Mal in meiner Erinnerung, und zwar auffallender Weise in genau derselben Situation, die Ernst an meinem Vater erlebt haben will, daß er ihn nämlich am frühen Morgen beim Ankleiden betraf, wie er sich „mit Energie die Zähne putzte". Ich sah Onkel Georg nicht wieder. Es wird nicht lange danach gewesen sein, daß mein Vater an sein Krankenbett gerufen wurde. Mit innerem Vorwurf kam er zurück. Er wußte, daß er einen Sterbenden verlassen hatte. Aber es riefen ihn die eigenen Kranken, denen noch zu helfen war. So ist es nur recht und notwendig, das Bild, das Ernst aus der ehrfürchtigen Schau des Sohnes gezeichnet hat, unberührt stehen zu lassen, und dies möchte ich im ganzen auch bei seiner Mutter, Tante Luise, so halten. In dem kleinen Fragment vom „Kochbuch" singt er ihr das Hohelied der Mütterlichkeit.

Was mir von Ernsts Mutter Luise geblieben ist, möchte ich denn doch sagen. Sie war nach dem Tode seines Vaters noch einige Male auf kürzere oder längere Zeit in meinem Elternhaus zu Gast. Ich wüßte nichts zu sagen, was dem schönen Bild, das der Sohn von ihr zeichnet, Abbruch tun könnte. Die Besuche in meinem Elternhause aber endeten offenbar dadurch, daß mein Vater „die rothaarige, überspönige Person" nicht leiden konnte, was sie sicherlich empfunden hat. Sie mußte, wie ich aus Gesprächen meiner Eltern erfuhr, während der Hauptjahre des Heranwachsens der Kinder in einer Anstalt leben. Ihre stattliche Erscheinung, ihre weiche Gesichtsbildung hat

sich auf den Sohn Ernst nicht vererbt. Vom Vater hat er die Statur, der der kleinste unter den Söhnen des Pastors war, auch die großen lauschend abstehenden Ohren, die Ernst in seinen Selbstbildnissen keineswegs verschönt. Phantasie und lebhafte Empfänglichkeit haben von der Mutter her Stärkung erfahren. Aber die schauenden, fast übergroßen grauen Augen, ganz offen zum Aufnehmen, durchsichtig, so daß man glaubt, in sie hineinzuschauen, sind ganz Ernsts Eigen.

Wie das Leben nach dem Scheiden des Vaters im Haus Georg Barlach weiter lief, davon habe ich durch die öfteren und langen Ferienbesuche der Söhne bei uns in Neumünster einen Eindruck gewonnen. Zwar war es nicht Ernst, der vierzehnjährig beim Tode des Vaters bald in die Ausbildung ging. Ihn hatte die Mutter mit Entbehrungen noch so weit gebracht, das er Ostern 1888 die Lateinschule in Schönberg nach gut bestandener Prüfung mit dem Abschlußzeugnis verlassen konnte. Der Wunsch der Mutter, auch den anderen Brüdern diese Bildungsgrundlage zu geben, wurde der geringen Mittel wegen versagt. Sie waren es, die dann unsere regelmäßigen Feriengäste wurden. Von Niko und Josef schrieb Ernst mir später, daß Onkel Heinrichs Strenge ihre jugendliche Entwicklung vorzeitig gebrochen und sie dadurch zu friedlosen Menschen gemacht habe. Beide fanden in der Heimat keine ruhige Entwicklung und wanderten nach Amerika.

Niko und Josef, die Zwillinge also, waren es, die einige Jahre lang regelmäßig ihre Sommerferien hindurch bei uns durchgefüttert wurden. Immerhin gut fünf Jahre im Alter hinter ihnen zurück, war ich ihr Trabant bei guten und gewagten Unternehmungen in Garten und Feld. Eine härtere Luft wehte mich an aus dem, was sie von ihrem Leben zu Hause erzählten. Sie selbst aber waren gutmütiger Art,

Hans

Josef

Niko

Richard

Martha

Ernst

Karl

Josef namentlich, der Blonde, dem ich mich am nächsten fühlte, während Niko schon damals Züge von Schwermut und Phantastik erkennen ließ. Manchmal kam noch der ältere Bruder Hans, der dann zu heftiger Arbeit angetrieben wurde, weil er als nicht sonderlich begabt galt und in der Schule seine Not hatte. Große Gutherzigkeit zeichnet ihn vor allem aus. Alle drei waren erfindungsreiche Techniker, die schon in unseren Spielen ihre Geschicklichkeit bewiesen. Daß man eine „gehende Wassermühle" bauen könne, lernte ich von ihnen mit Staunen. Von dem Bruder „Deeke", so nannten sie Ernst, wurde gelegentlich mit einer gewissen Ehrfurcht gesprochen. „Deeke weiß das, Deeke kann das."

Hans hat sich im Leben dann, wie so mancher schlechte Schüler, durchaus bewährt. Ein unbedenklich anpackender praktischer Sinn verbunden mit erfinderischen Gedanken trieb ihn in die Welt hinaus. In Charkow brachte er es zu Wohlstand und Ansehen. Daneben aber pflegte er auch sein technisches Tun stets mit Philosophie zu durchtränken. Seine wechselnden Geschicke in Rußland während des Krieges und nachher in Deutschland darzustellen, würde mich hier zu weit führen. Doch möchte ich von seinem Leid an der Frau etwas sagen, das ihn in besonderem Grade traf. Olga, die Russin, die er in Charkow geheiratet hatte, war ein anspruchsvolles, wohl hysterisches, ihn beherrschendes und verzehrendes Herrenweib. Manche Klagen darüber kamen zu mir direkt oder über Ernst. So mußte ich als Jurist auch bei seiner Scheidung mit meinem Rate helfen. Frei ward er damit nicht von ihr. Aber er heiratete bald eine andere Frau, mit der es ihm nicht viel besser erging. Elsa, die er zunächst mit heißer Liebe erfaßte, erwies sich als eine nicht minder strenge Herrin, und die Beziehungen gestalteten sich durch die nicht ganz gelösten Zusammenhänge mit der geschiedenen Olga sehr unerquick-

lich. Bruder Ernst war der Brunnen, in den die Klagen zumeist versenkt wurden. Der reiche Briefwechsel der Brüder läßt auch das Bild des Hans vor uns aufleuchten.

Nachdem ich nun mit dem elterlichen Hause von Ernst meinem eigentlichen Gegenstand schon recht nahe gerückt bin, möchte ich bei der Ergänzung der Züge der weiteren Familienmitglieder nicht allzu lange verweilen. Mein Vater, der Arzt Dr. Carl Barlach, griff auch in Ernsts Leben nicht unwesentlich ein. Holte doch Heinrich, der eigentliche Vormund, in allen wesentlichen Entscheidungen über die Lebensbahn Ernsts seinen Rat ein. Ich kann noch der Gespräche mich recht gut erinnern, bei denen die Kunstwünsche reiflich erwogen wurden, man sich aber doch dafür entschied, daß es in jedem Fall besser sei, ihm zunächst eine gewerbliche Grundlage zu geben. „Wenn ein Künstler nicht ganz groß ist", so sagte mein Vater, „ist es ein elendes Dasein". Die starke Persönlichkeit meines Vaters, seine forsche und kraftvolle Art haben auf Ernst offenbar tiefen Eindruck hinterlassen. In Ernsts Vater Georg habe ich meinen Vater im Wesentlichen mit gezeichnet. Auch er war ein herrlicher Tatmensch, hoch geschätzt von seinen Kranken und weit über sie hinaus. Doch war er nahezu völlig amusisch, was einem inneren Verhältnis zu mir nicht gerade förderlich war. Zudem hatte er im Corps Guestphalia in Halle den Geist dieser Verbindungen stark eingesogen, der ihn zu einem Streben nach äußeren Ehren trieb. Ihm wurde Genüge getan, da er als Geheimrat und Vorsitzender der Ärztekammer seines Landes hohe Achtung genoß. Das Gute war, daß dieser äußeren Vornehmheit eine innere durchaus entsprach. Noch in voller Tatkraft raffte auch ihn, wie schon den Bruder Georg, eine im Beruf erworbene Lungenentzündung aus dem tätigen Leben. Auf der Familie aber hatte er zumeist wie ein schwerer, drückender Fels gelegen.

Pflegte er doch die Lasten eines rastlosen, ja gehetzten Lebens im Familienkreise schonungslos abzuwälzen.

Meines Bruders Ernst muß ich doch eingehender gedenken, da er aus unserer Generation der einzige war, der dem Vetter Ernst an Bedeutung wohl die Waage hätte halten können. Er starb frühzeitig als Kandidat der Theologie. Es ist ein Mißgeschick, daß er mit Vetter Ernst nicht die Berührung gefunden hat, die sicher fruchtbar gewesen wäre. Das erkannte auch dieser, wie er, an seinem selbsterzählten Leben arbeitend, sich bei mir um die Züge seines Wesens bemühte. Daß er ein ungewöhnlicher Mensch war, wird schon dadurch erwiesen, daß er gegen den Willen des Vaters schon als Schüler sich zum geistlichen Beruf entschloß. Reiche Begabung auf fast allen Gebieten zeichnete ihn aus. Schon als Kind schrieb er eine Familienzeitung. Seine sprachliche Begabung war stark und eigenartig. Ein spielerisches Schaffen neuer Worte und Ausdrücke wurde mit mir gemeinsam geübt, genährt im wesentlichen aus der Bibel und aus altdeutscher Dichtung. In dieser unserer eigenen Sprache pflegten wir uns zumeist zu unterhalten, und so waren mir später die Töne, die Vetter Ernst im „Toten Tag" und in den Reden des wilden Volkes in der „Guten Zeit" anschlägt, durchaus nicht fremd. Der Musik war er ergeben als ein ständiger Schüler unseres Organisten. Er übte sie in fast täglich nach eigenem Satz auf dem Klavier gespielten Chorälen. In zahlreichen Zeichnungen gab er hauptsächlich Gestalt und Treiben der männlichen Jugend wieder. Schick in der Kleidung war ihm zuwider. Mit Widerstreben trug er niedrige Klappkragen mit eingeknöpften, auf Pappe montierten Schlipsen. Zu allem besaß er einen wunderbaren Humor, der ihn seinen Freunden und allen, denen er sich erschloß, besonders lieb machte. Die Kieler Professoren, insbe-

sondere Professor Baumgarten, trauerten an seinem Grabe um eine verlorene Hoffnung.
Noch muß ich Johannes, den vierten Bruder aus der Generation unserer Väter erwähnen, dessen dunkeläugiges, von kräftigem Vollbart gerahmtes Gesicht mir aus einem Bild des väterlichen Sprechzimmers ein Wesentliches war. Er fand sich in der Heimat nicht zurecht, ging nach drüben und entrichtete damit für seine Generation den Zoll an die neue Welt, den dann Ernsts Brüder Niko und Josef für die ihre zahlten. Er starb auf der Rückreise von einem Europabesuch in Teneriffa.

Tante Ernes Gestalt anspruchslos und bescheiden, wie sie im Leben war, mag auch hier mit wenigen Strichen sich begnügen. Sie allein war als ein frommer Mensch aus dem Pfarrhause zu Bargteheide hervorgegangen und verbrachte ihr werktätiges Leben zu einem bedeutenden Teil als Helferin und Hausgenossin in der Familie des Hauptpastors Koopmann in Hamburg. Ihr sorgsam geführtes Reisetagebuch nahm an jedem besuchten Ort eine zarte Bleistiftskizze auf, an der sie mit sichtlichem Behagen und nicht ohne Talent schaffte. Sie mochte es dabei nicht für einen Raub am Dienst der Nächstenliebe erachten, ein Stündlein solchem Tun zur eigenen Erbauung zu opfern.

Wenn Ernst im „Selbsterzählten Leben" die näheren Familienangehörigen nennt, an denen Malen und Schreiben als ein Erbgut sich erwies, so wären aus dem weiteren Kreise sicherlich noch manche hinzuzufügen. Gedenken möchte ich doch des jungen Kunstmalers Ernst Barlach aus der Rendsburger Linie unseres Stammes, damit des dritten gleichzeitig lebenden Ernst Barlach. Generationsmäßig Ernsts

Sohn zugehörig, glich er diesem in manchen Zügen. Im Leben sich durchzusetzen, in Kunst und Werktätigkeit einen Platz zu finden, war ihm nicht gegeben oder nicht erstrebenswert .„Ich helfe, wo ich kann", so bezeichnete er mir den Umkreis seines Wirkens. Er ging nach Stockholm und kam mir aus den Augen.

Doch allzulange hat die Freude am Graben in Familienerinnerungen mich verführt. Ich wende mich endlich meiner eigentlichen Aufgabe zu.

Was sich an persönlichen Berührungen mit Vetter Ernst vor 1890 abgespielt hat, kann ich füglich übergehen. Ernst äußerte gelegentlich zu mir, er lege auf die Blutsverwandtschaft keinen wesentlichen Wert, ihm sei es um Verwandtschaft der Seelen zu tun. Ich fand das recht und billig. Doch muß ich sagen, daß er mit reifendem Alter auch als ein sehr treuer Verwandter gefühlt und gehandelt hat.
Kinderberührungen mit dem schon der Malkunst Zustrebenden ließen mich nur den Wunsch äußern, alsogleich von ihm gemalt zu werden. Er tat es widerwillig und mit wenigen Strichen, und es gedieh nicht zum beiderseitigen Wohlgefallen. In den nächsten Jahren fand sich, daß ich selbst mich mühte, neben anderem auch ein der Kunst Beflissener zu sein. Auch erste Briefe sind wohl zwischen Ernst und mir hin- und hergegangen. Eines Tages jedenfalls, es muß während Ernsts zweiter Pariser Zeit — 1897 — gewesen sein, traf unerwartet bei mir ein umfangreiches Paket ein. Es erwies sich als der Ölfarbenkasten des Vetters, ein wertvolles und schönes Stück, reich gefüllt mit Pinseln und Tuben, die Palette noch von einem wilden Gemenge ausgedrückter Farben bedeckt. Ein begleitender Brief folgte bald.
Er habe erkannt, so schrieb Ernst, daß er ein Maler nicht sei. So habe er kurzerhand einen Schlußstrich unter die Bemühungen mit Pinsel und Farbe gezogen. Er meine wohl, daß ich Besseres damit an-

zufangen wisse. So erfuhr ich früh die große Gütigkeit seines Wesens, unbürgerliche Gebefreudigkeit ohne Erwarten einer Gegenleistung und ritterliche Neigung zur Anerkennung des anderen. Ich stand damals in der Arbeit zum Abitur, und auch die Studentenjahre, die mich an fünf Universitäten führten, brachten noch nicht die Ruhe, mich des Geschenkes würdig zu erweisen.

Es muß 1898 gewesen sein, daß Ernst wieder einmal bei uns einsprach und von dem Werk berichtete, daß in Altona unter seinen Händen war, einer Giebelfüllung am Rathausumbau. Es war die Zeit seiner Zusammenarbeit mit Garbers. Er lud mich, der ich auf Semesterferien war, ein, ihn bei der Arbeit zu besuchen, und ich folgte gern. Da etwa, wo jetzt das gläserne „Haus der Jugend" steht, war ein kleiner Schuppen errichtet, in dem das große Tonmodell für den Guß geformt wurde. Die Glücksgöttin, die, den Bug des Stadtschiffes umfassend, seinen Kurs durch die wild anrollenden Wogen lenkt, war so ziemlich fertig. Auf einem Leitergerüst konnte man zur Höhe ihres Hauptes hinansteigen. Ich fürchtete, daß die noch weiche Tonmasse sich senken könnte. „Da kannst gern mal auf pedden", meinte Ernst, und ich setzte zaghaft meinen Fuß auf den Scheitel Fortunens.
In den folgenden Monaten — es war wohl das Begräbnis meines Bruders Ernst, das uns wieder zusammenführte — hörte ich von der schönen Auszeichnung, dem seiner Gemeinschaftsarbeit mit Garbers erteilten ersten Preise für die Ausgestaltung des Platzes vor dem Hamburger Rathaus. Bald danach dann auch von der schmählichen Abschiebung der beiden jungen Künstler zu Gunsten des Meisters Schilling, Schöpfers des Niederwalddenkmals, dessen Namen der Senat offenbar nicht entbehren wollte. Ein Gespräch mit Ernst ist mir in lebhafter Erinnerung, bei dem er seinen ganzen Zorn gegen eine

Fries am Rathaus zu Altona 1898-99

solche Behandlung Luft machte und bei guten Gläsern im Ratskeller mit mir zu besänftigen suchte.

Seine äußere Aufmachung in jenen Tagen erregte den Spott meiner Schwester Elisabeth, die, im Backfischalter stehend, auf Eleganz der Jünglinge einigen Wert legte. Der Ziegenbart aus drei rötlichen Locken war unmöglich, und seine saloppe Kleidung sprach bewußt jeder Bürgerlichkeit Hohn. Ein farbiges Selbstbildnis aus der Pariser Zeit läßt diese herausfordernde Absage an den Philister erkennen. Welche Wandlungen der äußeren Erscheinung, wenn man damit das schlicht edle Jünglingsbild aus kurz vorangegangener Zeit und dann wieder die vom Erleben und Leid durchgepflügten Züge der späten Selbstbildnisse vergleicht!

Der Neptun auf dem Bau der Hamburg-Amerika-Linie, den er bald darauf schuf, gefiel ihm selbst nicht. Er erzählte mir, wie er auf einem Boot auf die Alster ruderte, um ihn aus der Ferne zu betrachten, aber gefunden habe, daß es ein „riesiger Mist" sei. In meinem Elternhause bewahrten wir zwei Jugendarbeiten aus Gips, gelegentliche Geschenke an meinen Vater. Ein Hochrelief war dabei, wohl aus der Dresdener Zeit stammend, eine Mutter ihre Kinder beten lehrend. Naturalistisch und vom klassischen Schönheitsideal getragen, gefiel es uns mehr als ihm. Der edle Schönheit zeigende Kopf der Mutter hat mich nach Zertrümmerung der Tafel noch lange begleitet. Zerfallen mußte schließlich auch die Krautpflückerin, ein Werk des Übergangs in strengere Stilformen, welche die Hitze des Kamins, auf den wir sie gestellt hatten, auf die Dauer nicht ertrug.

Weitere Jugendwerke sind mir erinnerlich: Auf gerahmte Schiefertafeln, wie sie die Kinder damals in der Schule benutzten, setzte er Hochreliefs. Onkel Heinrich besaß solche. Sie zeigten in zwei Reihen übereinander Kinderfriese aus dem modernen Alltag. Vetter Richard,

der junge Offizier in Flensburg, rühmte sich des Besitzes der größeren Vollplastik eines nackten Jünglings, der nach dem Bade mit ausgereckten Armen den Rücken mit einem Tuch frottiert. Richard, stets zu derben Scherzen aufgelegt, benutzte sie als Schreck für zarte Mädchengemüter, wie es sie damals noch gab. Er schob die Figur an das Fenster seiner Erdgeschoßwohnung, wenn neugierige Augen, die es wohl nicht genierlich fanden, den bekannten flotten Herrn Leutnant beim Frühstück zu belauschen, sich dort blicken ließen, worauf die Späher mit Geschrei davonstoben. Übrigens eine der ganz wenigen Plastiken, in denen Ernst den nackten Menschen gebildet hat.

Der lebhaften Verbundenheit der Jahre um die Jahrhundertwende folgte eine lange Zeitspanne, in welcher der persönliche Austausch spärlich wurde. Es ist nicht verwunderlich, daß sich in diesen Jahren ein engeres Band nicht knüpfen wollte. Der Jahresunterschied war zu stark. Namentlich aber hatte Ernst um diese Zeit — seit 1888 — in Friedrich Düsel, dem um ein Jahr Jüngeren, den Seelenfreund gefunden, mit dem er in regelmäßigen engsten Austausch seiner Empfindungen und Erlebnisse trat und durch Jahrzehnte verblieb. Die Briefe von Ernsts Seite — mehrere hundert an der Zahl — sind erhalten und geben einen tiefen Einblick in seine Entwicklung vom Abklingen der Kindheit bis in die reifende Künstlerschaft. Es war verlockend, die bei mir klaffende Lücke aus diesen Berichten zu schließen. Aber das würde ein Raub an fremdem Gut sein und würde mich meinem Vorsatz untreu machen, im wesentlichen nur durch mein eigenes Erlebnis mit dem Vetter zur Kenntnis seines Lebensweges und seines Wesens einen Beitrag zu leisten.
Doch sei es zur Rundung des Bildes erlaubt, von einem Wesentlichen Kunde zu geben, das die Düsel-Briefe allein in seiner vollen Tiefe

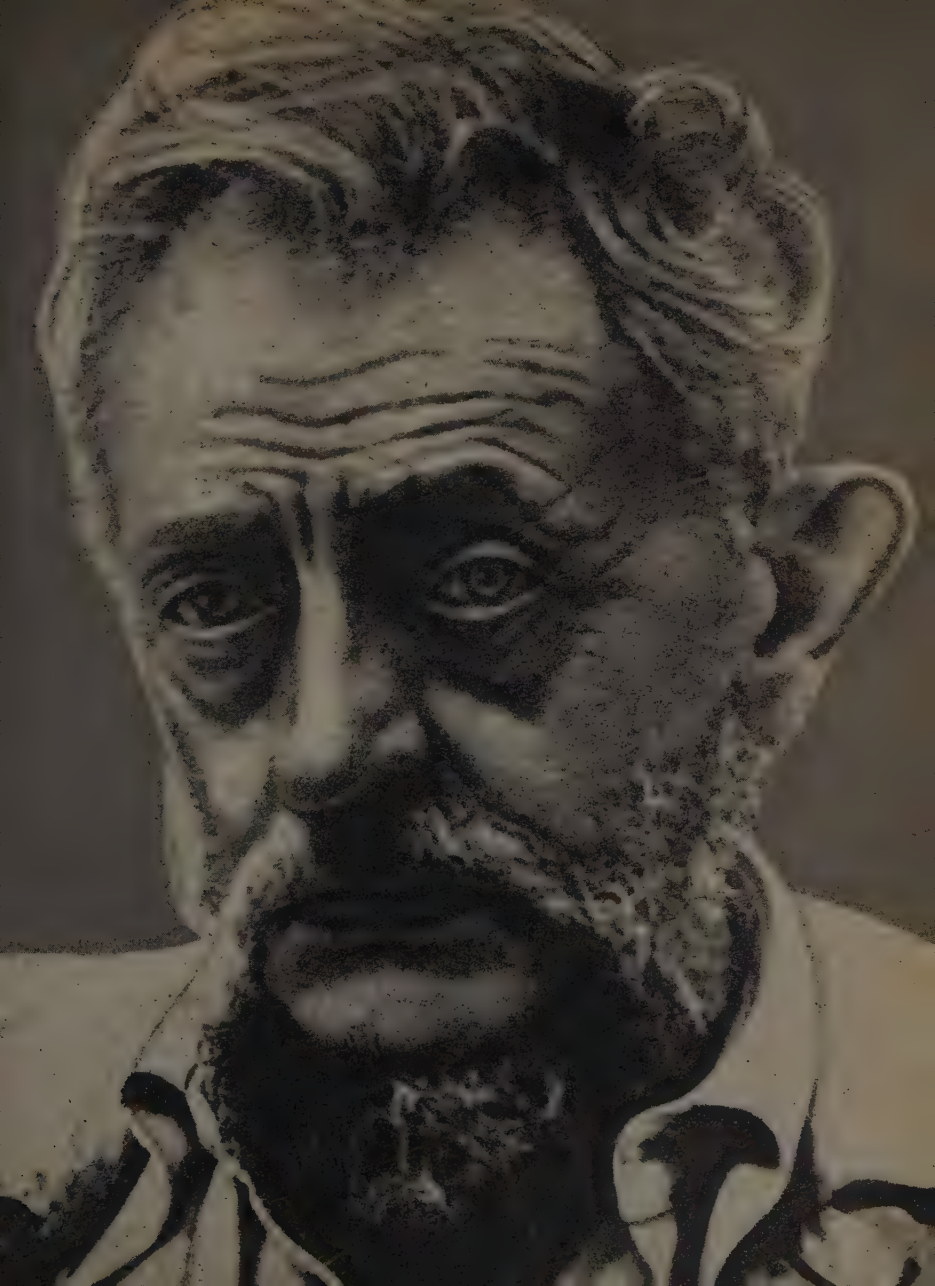
uns offenbaren, von Ernsts ernstem und man kann wohl sagen tiefsten Liebeserlebnis. Es war eine jener Jugendlieben, die leidenschaftlich und innig, zart und sauber, Ausschließlichkeit heischend, mit allem Zauber der Heimlichkeit umwoben, die Persönlichkeit des Liebenden formen, zumal, wenn sie nicht in Glück und wandelnde Gewohnheit hinüberleiten. Die Beziehungen zu Anna Spiekermann dauerten einige Jahre. Sie endeten am Vorbeireifen des gleichaltrigen Mädchens an dem langsamer reifenden Manne, an der Aussichtslosigkeit einer ehelichen Verbindung, die die Eltern des Mädchens bewog, das Band zu zerreißen. Ernst litt jahrelang schwer daran. Er überwand nicht zuletzt durch die fanatische Liebe zur Kunst und das seine Stunden verzehrende Streben nach weiterem Reifen zu Gültigem, daneben auch durch das Versenken in beste Literatur.

Es bleibt für mich ein nicht nachholbarer Verlust, in jenen Jahrzehnten nicht wie Freund Düsel an Ernsts Erleben teilgenommen zu haben. Auch Briefe aus jener Zeit sind mir nicht bewahrt. Vetter Ernsts Leben war reich bewegt und erfüllt in diesen Jahren, und es wäre wohl wert gewesen, daran teilzunehmen. Waren es doch die Jahrzehnte des wesentlichen Reifens und Findens der eigenen Form in der Kunst, eines Lebens in Not und Krankheit, erste Ausstellungen, die Rußlandreise mit ihren tiefen, aber so oft verkannten Wirkungen, die Verbindung mit Cassirer, die Geburt des Sohnes und das Ringen um seinen Besitz. Als ein Zeichen traf das erste Werk der Panpresse, der „Tote Tag", eines Tages bei mir ein. Nicht ganz verstanden, da die Ereignisse, denen das Werk seine Entstehung verdankte, mir noch nicht bekannt waren. Es sind gleichzeitig die Jahre, mit denen das „Selbsterzählte Leben" abschließt.

Ans-Swerus-Kreuz

Grabmal des Konsuls Möller
(Friedhof Ohlsdorf)

Foto des Künstlers aus den letzten Lebensjahren



Wir müssen Ernst nun in Güstrow suchen. Wie kam er gerade dorthin? Einer der Brüder hatte da sein Brot mit dem Verkauf und der Reparatur landwirtschaftlicher Maschinen gesucht. Zu dem zog die Mutter, und zu beiden zog Ernst wohl 1910. Der Bruder folgte dann seinem Zwillingsbruder nach Amerika. Ernst und die Mutter verblieben in Güstrow, mehr dem Gesetz der Beharrung als besonderen Bindungen folgend. Abgeschlossenheit vom großen Weltgetriebe und urwüchsige Art der einfachen Leute begünstigten ein ruhiges Schaffen, und auch kein anderer Ort forderte mit bestimmten Vorzügen zu einer Änderung des Wohnsitzes auf. So etwa hat Ernst es mir erklärt.

Erst mit dem Beginn des Jahres 1914 geschah ein jähes Aufflammen der Neigung und gegenseitigen Erkennens, erwuchs aus der Vetternschaft die Freundschaft, wie er selbst sehr bald unser Verhältnis genannt wissen wollte. Mit dem Jahre 1914 beginnt denn auch der bis wenige Monate vor seinem Ende reichende briefliche Austausch hin und her, von dem mir etwa 120 Stücke geblieben sind, die keines der zwischenliegenden Jahre auslassen. Nun erst, wohl nach Übersendung der ersten Novelle aus meiner Feder, fielen auch jene Worte, die ich als einen Schatz im Gedächtnis bewahre „Du, mir scheint, wir haben verflucht viel Gemeinsames". Besuche hin und her und gemeinsam am dritten Ort fallen in diesen Zeitraum. Nun erst ging mir die ganze Fülle seiner Wesenheit in ihrer Reinheit und Tiefe, das Verstehen seines Wollens und Wirkens auf und begann ich zu empfinden, wie seine sorgende Liebe mein Sein und Werden umfing.

Selbstbildnis, Paris 1895

Es kann nicht Sinn dieser Aufzeichnungen sein, einen auch nur gedrängten Auszug der Briefe zu geben, von denen ein kleiner Teil ja bereits in Bruchstücken veröffentlicht ist. Daß sie Reichtümer in Fülle enthalten, lassen diese Proben erkennen. Als Holsteinern wurde uns beiden das letzte Tiefen freilegende gesprochene Wort nicht leicht. Das Geschriebene hatte das Eis gebrochen und eine Vertrautheit geschaffen, die durch nichts mehr zu stören war.

Was war es, das diese Reihe brieflicher Bekenntnisse eröffnete? Nun, es war dies: Als einen echten Barlach ergriff auch mich ab und an, so vor wie während der Ehe, die Liebe, die ich spielend zu nehmen, nicht geschickt war, die ich vielmehr, an Verantwortungen schwer tragend, bitter ernst nahm. Mich zu befreien, bot sich mir das geschriebene Wort. Einen besseren Vertrauten und gütigern Beichtiger hätte ich nicht wohl finden können. Hatte ich doch, gleichfalls einem Triebe folgend, was ich empfand, nicht so ganz nüchtern hingeschrieben, sondern mein Erlebnis nicht ohne Lust an der Form in eine kleine Dichtung versenkt. Die wagte ich ihm zu unterbreiten, zur Kritik an „Form und Moral". Die Antwort war ein zwölfseitiger Brief (6. 1. 1914), der in wahrhaft mitfühlendem Verstehen auf meine Nöte einging, zu helfen versuchte, obwohl der Schreiber für die „Moral" sich als unzuständig erklärte. Doch auch über das formelle Gelingen fand er manches Wort, das mich ermutigen konnte. Und wenn meine literarischen Arbeiten keines Verlegers Gunst gefunden haben, so mag es mir genügen, daß ich vor Ernst bestand. Neben sachlicher Kritik erfuhr ich auch ehrliches Lob der Form, und es beglückte mich, aus seinen Worten zu fühlen, daß er nicht ohne Freude gelesen hatte, daß er ergriffen war von dem, was ich sagen wollte. Denn das war recht eigentlich mein Ziel, Menschen miterleben, mitleiden und sich mitfreuen zu machen. Auch bei Ernst, so kann ich wohl sagen, steht

dies Ziel im Mittelpunkt. Wenn er auch in den Jugendwerken mit dem Worte spielt, wenn auch die Form als das eigenste Wesen der Kunst ihm sicherlich so hoch wie nur möglich steht, so will er doch immer etwas sagen. Sein unbegrenztes Mitleiden mit der Kreatur, sein Zorn über unschuldiges Leid, seine Ergriffenheit und seine Demut will er sagen in Bildern. Aussagen der edelsten Form wert.

Teile jenes ersten Briefes könnten wohl noch von Interesse sein, weil sie ein Licht auf eine Schaffenszeit — es ist die Zeit der Entstehung des „Armen Vetters" — werfen. „Das Drama, von dem ich Dir geschrieben habe, liegt vorläufig abgeschrieben in der Lade, aber es ist aus einer solchen Spannung, wenn nicht Überspannung hervorgegangen, daß ich momentan selbst kein Verhältnis dazu habe. Dafür habe ich angefangen, einen, d. h. ungefähr meinen Lebenslauf zusammengefaßt in einzelnen Momenten zu schreiben, eine Arbeit, die mein übriges schriftstellerisches Gelüste verschlingt. Ich denke, wenn ich in jedem Jahre ein Pensum erledige, werde ich zehn Jahre brauchen und bin damit für die heutige Literatur unschädlich gemacht. Worüber sich niemand grämt."

Aber das Verlangen nach persönlicher Ergänzung war doch auch geweckt. Ein Treffen in Lübeck wurde alsbald vereinbart. Es befestigte, was durch Briefe begonnen war. Wir streiften gemeinsam durch die Kirchen und alten Gänge und erfreuten uns im Ratskeller eines guten Weines, dessen Ernst kein Verächter war. Wir waren auch in der Katharinenkirche, doch war von dem Gedanken, die Frontnischen mit Figuren zu füllen, noch nicht die Rede. Am stärksten ergriffen war er von der Gotik des Doms. Den streng geformten Löwen, das Wahrzeichen Heinrichs, begrüßte er dort mit besonderer Ehrfurcht als höchstes Gelingen.

Der schöne Widerhall, den meine ersten literarischen Bekenntnisse

zu mir zurücktrugen, ermutigte mich, ihm auch meine zeichnerischen Produktionen zu schicken. Es waren leichtere Erzeugnisse, vielfach karikaturistischer Art, aus Bierzeitungen oder Schriften zu Familienfesten entnommen. Er bedauerte sogleich, daß ich an solche Stoffe meine Gaben verschwende. „Du könntest derweil etwas Schönes schaffen. Du könntest Porträts machen, unstilisierte und unwitzige Sachen, wobei dann Dein Kampf mit der zu detailliert gesehenen Form dem Werk das in höherem Sinne Künstlerische geben würde." Das alles geschah im Januar 1914. Die neue Berührung entlud sich also gleich in einer Reihe blitzender Einschläge. So ging es über den Sommer weiter, der auch noch seinen Besuch in Neumünster brachte. Dann aber schlug ein anderes Gewitter dazwischen, der erste Weltkrieg. Er hat tiefgreifende Wirkungen auf Ernst gehabt. Stets geht er leidenschaftlich mit. Aber wenn im Anfang freudige Pflichtbereitschaft, der Wille zu tragen, was die anderen trugen, hervortritt, so wandelt sich unter dem Eindruck des furchtbaren Geschehens Empfinden und Wertung bis zu jenem Brief aus dem November 1918, wo er zitiert: „Drum sei verflucht der Krieg, verflucht das Werk der Waffen. Es hat der Weise nichts mit solchem Wahn zu schaffen." Stärker aber noch sprechen die bildnerischen Erzeugnisse jener Zeit, die das ganze Grauen des Krieges widerspiegeln, und die ihm so übel verdachte Haltung seiner Kriegsmale.

Wedel mit dem Geburtshaus des Künstlers um 1862

Das „Vaterhaus" in Ratzeburg, jetzt Gedenkstätte

Barlachblick auf den Ratzeburger See und Dom

Löwe vorm Ratzeburger Dom

Patriotische Begeisterung ist ihm nicht fremd. Als Jüngling berichtet er an Freund Düsel über das erhebende Erlebnis einer Kaiserparade. Am 17. 8. 1914 schreibt er mir: „Da ich Landstürmer bin, wenn auch unausgebildet, so bin ich immerhin nicht von aller Möglichkeit getrennt, wenn auch noch in spätern Tagen, die Waffe in die Hand zu bekommen. Zu arbeiten in diesen Zeiten ist ganz unmöglich. Ich bin glücklich, sie nicht verschlafen zu haben. Für mein Empfinden ist es eine Erlösung, von den ewigen Ich-Sorgen des Individuums, also eine Weitung und Erhöhung des Volkes." Aber die Untätigkeit erträgt er erst recht nicht. Er drängt sich, da sich nichts anderes bietet, zur Arbeit im Kinderhort. 4. 3. 1915: „Ich habe auf Einberufung lange genug gewartet, hier und da etwas gearbeitet, meine Zeit mit Zeitunglesen, Spazierengehen und ein wenig Kinderhortarbeit hingebracht — so bin ich jetzt all dieser Annehmlichkeiten gründlich satt. Ich habe mich also als freiwilliger Krankenpfleger gemeldet. — Sollte ich berücksichtigt werden — na, und nebenbei bekommt man dann von der Luft seiner Zeit doch noch zu kosten." — Wie tief und aufwühlend Ernst diese ersten Kriegsmonate als Deutscher erlebt hat, darüber gibt sein Kriegstagebuch ein unvergleichliches Bild.

Nicht lange danach kommt dann die ersehnte Einberufung, nicht als Krankenpfleger, sondern als Landsturmmann nach Sonderburg. Am 2. 1. 1916 kommt an mich, den Vicewachtmeister in Itzehoe, ein Neujahrsgruß, der durch mutige Worte hindurch doch erkennen läßt, wie schwer ihn, den schmächtigen Sechsundvierziger der Rekrutendienst hergenommen hat: „Mir geht's ganz gut. Unannehmlichkeiten und

Unbehagliches kommen bei meinen Gesundheitsverhältnissen öfter vor. Für uns gab's keinen Urlaub." Einmal war Ernst in seiner Landsturmuniform bei uns in Neumünster. Eine wahrhaft tragikomische — nein, man muß wohl sagen rein tragische Gestalt: Der kleine hagere Körper mit dem ungepflegten Schifferbart in einem um ihn schlotternden, viel zu großen Waffenrock fünfter oder sechster Garnitur, voller Flicken und fettglänzenden Stellen, dazu die schirmlose zerdrückte Tuchmütze — ein Bild des Jammers — ein Schmerzensmann.
So ist es ihm doch wohl eine Erlösung gewesen, als ohne sein Zutun Freunde aus Berlin seine Reklamation betrieben und im Frühjahr seine Zurückstellung erreichten. Aber die Unruhe ist damit nicht von ihm gewichen. Immer wieder zeigt sich in seinen Briefen, daß er ständig mit erneuter Einberufung rechnet. Immer wieder betont er, daß ein Anfassen größerer Arbeiten in dieser inneren Spannung ihm nicht möglich sei. Und doch ist einiges in diesen Tagen entstanden. So der große Kamin — eine Bestellung, die dann dem Besteller nicht gefiel, der Däubler in Holz, die Lithographien zum „Armen Vetter".

Während er am Kamin arbeitete, führte mich ein militärischer Auftrag — ich hatte einen Rekrutentransport zu holen — nach Güstrow. Es war mein erster Besuch in der Wohnung in der Schweriner Straße und im „Pferdestall". Ich sah ihm dort eine zeitlang zu, wie er an den gewaltigen Blöcken mit grobem Werkzeug wie ein Holzfäller arbeitete. Denn auch die Vorarbeit des Wegschaffens des überflüssigen Materials bis nahe an die eigentliche Form heran, überließ er nicht fremden Kräften. Im Atelier sah ich auch das Gipsmodell eines bäuerlichen Paares, Abendfrieden benannt. Ich zeigte mein Gefallen daran und deutete auch wohl den Wunsch an, es zu besitzen. In

seiner großen Güte sagte Ernst sogleich Gewährung zu. Leider ist dieser Gips dann, ohne daß Abgüsse davon gemacht wären, bei dem Bombenangriff auf Neumünster am 7. 4. 1945 zu Grunde gegangen. Das gleiche Schicksal traf einen Gipsabdruck des Beters, ein Geschenk späterer Tage.
Als es an jenem Tage meines militärischen Besuchs ans Abschiednehmen ging, ließ er sich nicht abhalten, mich an den Zug zu begleiten. Er stand vor meinem Abteil, und plötzlich fiel ihm ein, ich werde wohl nicht genug zu rauchen haben. Er stürmte fort und brachte eine Packung ausgezeichneter Zigarren. So war er in seiner unermeßlichen Güte, gebefreudig, oft bis über das Maß hinaus. Wenn er schenkte, schenkte er reichlich und gut.

Über dem häuslichen Leben in der Schweriner Straße lagerte schon damals der Druck des Gemütleidens der Mutter, das sich in verstärktem Maße wieder zeigte. Ich empfand dies daran, daß ich von längerem Zusammensein mit Tante Luise offenbar ferngehalten wurde. Ich reiste ab mit dem trüben Eindruck, daß der Häuslichkeit des Freundes alle Wärme und Freudigkeit fehle. In den kommenden Jahren finden sich dann auch in den Briefen Klagen, die ein Bild davon geben, was Ernst in dieser Zeit in der Stille gelitten haben mag. Wenn er auch schonend zunächst das schlechte Befinden der Mutter nur als ein solches bezeichnet, so zeigt doch der Lauf der Dinge, daß es sich um kaum mehr erträgliche Auswirkungen des alten Leidens handelte, das schon während seiner Jugendzeit ihm die Mutter viele Jahre lang genommen hatte. „Meine Arbeit ist durch all das schwer behindert. Es sind bei der Art von Mutters Krankheit unleidliche Zustände." Von einer gutwilligen weiblichen Hilfe hofft Ernst Linderung dieser Nöte, leider ohne Erfolg. Die Mutter legt sich als-

bald mit ihr an. Es kommt zu „Explosionen". Die Hilfskraft muß weichen.

Zu all diesem droht monatelang die Beschlagnahme der Wohnung in der Schweriner Straße und damit die Notwendigkeit eines Umzuges mit der übernervösen Kranken in neue, dürftige Zustände. Ernst erwirbt ein Grundstück am Inselsee, hat aber in solchen Zeiten keinen Mut zum Bauen. „Ich glaube nicht, daß Güstrow meine letzte Station ist, aber wohin? Berlin? Nie!" All diese Bedrücktheit, die neben der Ungewißheit der Kriegszeit auf ihm lag, spricht deutlich aus den Briefen jener Zeit.

Schließlich bewirkt ein Machtwort des Arztes das befreiende Ende. Die Mutter wird nach Bad Kleinen in eine Pension, doch wohl eine Art Anstalt, gebracht, die ihr Bewegungsfreiheit beläßt. Wenige Tage danach, am 5. August 1920, sucht sie im Schweriner See Erlösung von einem verdüsterten und auch ihr unerträglichen Leben. Die Nachricht davon trifft mich zu spät, um Ernst noch helfend beizustehen. Er hatte schon alle traurigen Dinge selbst geordnet.

*

Eine Lebensperiode schließt sich damit auch für ihn. Er schreibt darüber: „Meine Mutter war einer von den Menschen, deren Wesen im tiefsten elementar ist, ohne aber damit in Lebensform, Talenten, hervorstehenden Eigenschaften zu Wort zu kommen. Es bleibt versteckt, ja überwuchert und fast verleugnet, mehr noch, förmlich abgetan, wie eine Sache, deren man sich schämt. Sie fehlt mir sehr, aber ich sehe doch auch, daß ich von ihr übermäßig absorbiert war — sie bestimmte meinen Lebensstil."

Auch der Plan, den Sohn durch die Mutter erziehen zu lassen, in einer besseren Atmosphäre, wie er hoffte, als bei der leiblichen Mutter, war durch diese Entwicklung der Dinge zerschlagen. Der Kampf um den Sohn fand seinen Niederschlag im „Toten Tag". Wie sehr das Sohneserlebnis ihn bewegte, leuchtet schon aus seinem Tun. Welch ein Abstand von dem mir als Anwalt nur allzu bekannten außerehelichen Vater, der seiner Vaterschaft mit allen Listen sich zu entwinden sucht, im besten Fall mit Geld sein Gewissen beruhigt, und dem Mann, der aus tiefstem Verantwortungsgefühl mit der Mutter um den Sohn ringt, um dem von ihm gezeugten neuen Leben das beste Werden zu geben.

Auch bei Ernst freilich galt es, das Gewissen zu beruhigen. War auch die Tat der Trennung von tiefster Überzeugung getragen, daß er recht handle, daß sie getan sein müsse, so blieb doch die bohrende Erkenntnis: Du hast dem Sohn die Mutter, einer Mutter den Sohn genommen, als eine dauernde Anklage lebendig. Aus dieser ständigen Mahnung heraus, so sehe ich die Sache, ist wohl die fast übermäßige Sorge um den Sohn, das völlige Einleben in seine kindlichen Gedanken, das ihm viele Jahre hindurch das Einssein mit einer Frau ersetzte und einen wesentlichen Teil seines Lebens erfüllte, zu verstehen.

Er berichtete sehr bald von dem Abglanz der Freude, die dieses ganz außerordentliche Vater-und-Sohn-Leben ihm dann doch als Lohn schenkte. Davon sprechen ja auch manche seiner Kleinerzählungen. Mir schrieb er damals: „Der Begriff Sohn hat für mich einen ungeheuren Wert — mir ist aus meinen Erfahrungen soviel Mystik in den Vaterbegriff geflossen . . . " Wir erleben sie in seinem „Toten Tag", über dessen Werdegang mir Ernst erzählte: „Ich hatte das Ding schon lange in der Schublade liegen und wußte nicht mehr, was ich davon

halten sollte. Eines Tages fragte mich Cassirer: Ich möchte eine Reihe von Drucken in schöner Form herausbringen, haben Sie nicht was? — Da fiel mir mein Manuskript ein — vielleicht können Sie das gebrauchen — und er konnte." Es wurde das erste Werk der Panpresse und nun wird die Reihe der Steinzeichnungen dazu entstanden oder ergänzt worden sein. Mir schickte er etwa sechs bis acht selbstgefertigte Probeabzüge. Sie sind leider ein Opfer der Bomben geworden. Diesen ersten frisch aus der Werkstatt kommenden Blättern folgten später weitere solche oder Fotos, die mir oft schon einen Einblick in das Werden gaben.

Wiedergabe des Photos, das dem Verfasser vom Künstler zugesandt wurde, ehe das Werk zur Ausstellung gelangte.

Bei Cassirer war der „Tote Tag" erschienen. Zum ersten Mal wurde mir dadurch Ernsts Verbindung mit diesem Verlage bekannt. Daß sie sehr starke Bindungen enthielt, war mir zugetragen worden. Es war bei einem Spaziergang am Inselsee, wohl zur Besichtigung des dort erworbenen Grundstückes, als ich die Rede auf die Verbindung Ernsts mit Paul Cassirer und auch mit Böhmer brachte. Mir war bei beidem nicht ganz wohl.

Über Cassirer gab Ernst eine durchaus beruhigende Auskunft. Er empfinde das Verhältnis keineswegs als eine Art Knechtschaft, sondern im Gegenteil als die Gewährleistung einer Schaffensfreiheit von ungewöhnlicher Art, für die er nur dankbar sein könne. Cassirer habe ihm angeboten: „Arbeiten Sie, was es Sie zu machen treibt. Ich verpflichte mich, Ihnen alles abzunehmen, sei es Bildwerk oder Dichtung, und werde Sie anständig dafür bezahlen." Darauf sei er eingegangen und damit der Sorge und der Rücksicht auf den Geschmack des Publikums völlig enthoben. Vornehmer könne wohl ein junger Künstler von einem Kunsthändler kaum behandelt werden. Zeitlich binde ihn nur der eigene Wunsch, möglichst lange in solcher Geborgenheit zu leben. Eine Frist sei nicht vereinbart. Wenn einer von beiden sage: Schluß — so sei eben Schluß. Wenn ihm schon vorgeworfen sei, daß er sich „dem Juden verkauft" habe, so könne er nur sagen, er wünsche, daß alle christlichen Kunsthändler von gleich großzügiger und anständiger Gesinnung seien. Ob eine rentenartige Vorauszahlung in bestimmter Höhe stattfand, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hat Ernst in Höhe seines täglichen Bedarfs jederzeit seine Anforderungen stel-

Der Kieler Geisteskämpfer in der Werkstatt — rechts Böhmer. 43

len können. Eine tiefe, freundschaftliche Verbundenheit, weit über das geschäftliche Band hinaus, die auch die Gattin Cassirers, die Schauspielerin Tilla Durieux, einschloß, bot ihm daneben einen familiären Anhalt in der Großstadt, wenn immer er sie aufzusuchen genötigt war. „Der Mann, der in unerschütterlicher Teilnahme zu mir steht", so nennt er ihn in Zeiten der beginnenden Verfolgung. Das Geschick wollte es, daß der Freund noch vor ihm ein Opfer der Zeitgeister wurde.

Und Böhmer: Auch da glaubte ich warnen zu müssen.

„Du magst nicht so ganz Unrecht haben", meinte er. „Ich sollte vorsichtiger sein. Wie weit ich gut daran tue, mich ihm ganz in allen geschäftlichen Dingen anzuvertrauen, weiß ich nicht. Aber bei mir ist es eine gewisse Bequemlichkeit und Notwendigkeit. Die geschäftliche Misere ist mir zuwider, und die nimmt er mir ab. Mag er dann auch das Seine sich davon nehmen." In der Gestalt des Wahl, der Verfallenheit des Wau an ihm, wie sie im „Gestohlenen Mond" geschildert ist, spiegelt sich alles Böse und Unheimliche dieser seltsamen Zweiheit, wenn auch in künstlerischer Übersteigerung. Schreibt Ernst mir doch über meine eigenen Produkte einmal: „Es gibt eine gebotene Unaufrichtigkeit, der Künstler hätte das Erleben verbessern sollen". So darf denn wohl der Künstler auch in der Darstellung des Bösen übersteigern. Kraß genug war freilich die Verschiedenheit dieser beiden Naturen. Auf der einen Seite der völlig ungeschäftliche Künstler, der am liebsten alles verschenkt, der vor Güte und Verantwortungsgefühl zu keinem Handel fähig ist, dem sein Äußeres völlig gleichgültig ist, auf der anderen der mit allen Hunden gehetzte Geschäftsmann, der später gleichzeitig Barlach deckt und beschützt und für Goebbels und Hitler alte Meister einhandelt, der die Werke der sogenannten entarteten Kunst für ein Geringes an sich bringt,

der in seinem Schrank 20 Anzüge modernsten Schnittes für jede Gelegenheit auf der Stange hat, der das modernste Auto fährt und die ernste, seiner Kunst nahestehende Gattin fahren läßt um einer reichen Kaufmannstochter willen. „Alles in allem", sagt Ernst einmal, „ist Böhmer so sehr mein guter wie mein böser Geist". Doch muß ich zum Lobe Böhmers sagen, daß ihn mit Ernst durchaus auch ein Band ehrfürchtiger Freundschaft verband, die sich im täglichen Umgang in den Formen einer schönen Ritterlichkeit auswirkte. Auch wurde die Bindung an die geschiedene Frau, die dann meines Vetters Lebensgefährtin und seine aufopferungsvolle Betreuerin bis an sein Ende wurde, nicht ganz zerschnitten. Ernst zog zu ihr in das Böhmer-Haus, Böhmer mit der neuen Gattin nach einer Weile in die opulente Wohnung in dem großen Atelierhaus, das Berliner Freunde für Ernst auf dem benachbarten Grundstück am Inselsee hatten errichten lassen. Der Zaun zwischen beiden fiel. So ergab sich denn ein Hin und Her und ein Durcheinanderleben, wie es nur unter großdenkenden oder sehr geschickten Menschen einmal glücken kann.

Davon wird in anderer Folge noch die Rede sein, und Frau Marga Böhmer wird uns dann näher treten. Zu den früheren Freunden aber gehört als der nächsten einer Friedrich Schult, der Zeichenlehrer und Dichter. Aus meinem persönlichen Erleben freilich kann ich über die Zeit seiner freundschaftlichen Verbundenheit mit Ernst nichts berichten. Ich lernte Schult erst nach Ernsts Ableben kennen. Die Wertschätzung, die Ernst seiner Dichtung zollte, ist im „Gestohlenen Mond" niedergelegt. Schults „Gespräche" zeigen ihn nahezu als seinen Eckermann. Nach Ernsts Ableben freilich lernte ich ihn schätzen als den Bewahrer reichen Wissens und wertvollen Helfer beim Aufbau der Nachlaßpflege. Darüber hinaus hat Schult das bleibende Verdienst, beim Einrücken der Russen Haus und Werk Barlachs, ja wohl

die Stadt Güstrow, vor grober Brandschatzung bewahrt zu haben. Er, der zarte und schmächtige Mann, ging beherzt dem Feind entgegen und berichtete von der Wertschätzung, die Ernst in russischen Kunstkreisen genossen habe; wurde er doch zur Mitarbeit am Grabe Lenins aufgefordert. Böhmer dagegen erlag den Drohungen der Lage. Er suchte mit Frau und Kind den Freitod. Das Kind konnte gerettet werden.

Auch zur Familie Friedrich Dross spinnen sich schon in Güstrow die freundschaftlichen Beziehungen an. Dross wurde in tiefem Verstehen des anderen von seinem Wesen so gefangen, daß er der Erhaltung und Verbreitung seines Werkes und seiner Persönlichkeit fortan sein Leben mit allem widmete, was treue Pflichterfüllung und Liebe zu Goethe und den Seinen ihm übrig ließ. Ich meine, mindestens in einigen Zügen, in dem pflichttreuen Diener des Staates, dem in sicherer Geborgenheit und bürgerlicher Verbundenheit lebenden Finanz- und Zollbeamten, trägt der Wau des „Gestohlenen Mondes" seine Züge, während freilich das Wesentliche von Art und Erleben Waus unverkennbar dem Dichter selbst gehört.

Auch die russische Reise von 1906, unzweifelhaft ein Wendepunkt in Ernsts künstlerischer Entwicklung, die in die Zeit einer Lockerung unseres gegenseitigen Austausches fiel, mußte dann doch später zwischen uns verarbeitet werden. In einem Schreiben vom 6. 10. 1920 — acht Jahre vor der klassischen Deutung im „Selbsterzählten Leben" — spricht er sich darüber wie folgt aus:

„Mit meinem slawischen Einschlag ist es wohl nicht anders als mit sonstigen Vermutungen, über die sich ebensoviel für wie wider sprechen läßt. Von Blutmischung ist mir nichts bekannt — also Wahlverwandtschaft? Seelengleichung? Nein, dann bin ich eher ein Chines, denn wenn ich den alten Li Tai Pe lese, so strotzt es von Barlach-

Ernst, Hans und Niko Barlach in Charkow 1906

Steppenfahrt

Wohnraum in der Bauernhütte

Bauernhütte mit Heiligenbildern

tum in meinem Sinn, d. h. ich fühle mich dahin gehörig. Slawisch hin, slawisch her, und trotz Dostojewski und dem russischen Bauern und Bettelmann, ich würde mit Russen nicht leben können, die sind mir zu geschwätzig, zu mitteilsam. Das Temperament ist so ganz anders, als ich vertrage. Ich fand in Rußland diese verblüffende Einheit von Innen und Außen, das Symbolische: So sind wir Menschen, alle Bettler und problematische Existenzen im Grunde. *Darum* mußte ich gestalten, was ich sah, und natürlich wuchs in mir unter den leidenden, simplen, sehnenden und darum lasterhaften, dem Trunk, Gesang, Musik verfallenen Menschen ein brüderliches Gefühl. Dieses Gefühl aber gibt allen denen, die so - - - d. h. verfallen, verflucht, in sich zerfallen sind — und ihrer sind unendlich überall, bloß: Der Slawe scheint es, es scheint aus ihm, er zeigt es, wo andere verbergen, und so kam es, daß mir das Slawische beim ersten Kennenlernen als das mir Nähere erschien. An slawische Kultur denke ich kaum, denke überhaupt nicht über Kultur nach. Ich bin zu einseitig Mensch, armer Vetter, Verbannter, Zuchthäusler, sehe mit einer (entschuldige schon) hellseherischen Unerbittlichkeit im Menschen die Hälfte von etwas anderem, daß es mir auf ein kleines bißchen Kultur gar nicht ankommt.

Scheine ich mit diesem als Mensch ... sagen wir: armer Vetter, nicht ein Wissen vorzuspiegeln? Das wäre ein bedenklicher Einwurf, denn mir scheint, diese Art Vorspiegelei von Dingen, die ein Anderer mir nicht abstreiten kann, weil ich selbst sie ja nur für mich rede und fühle, eine höchst arrogante Geschichte.

Wenn Du mich einmal in Gesellschaft von Kommunisten und Radikalen findest, so mußt Du wissen, daß ich ihnen zur Einleitung der Bekanntschaft meine völlige sozialistische oder kommunistische Ungläubigkeit versichert habe."

Nach diesen Betrachtungen wichtiger Bindungen, Erlebnisse und Gestalten, die in die Zeit loseren Austausches zwischen mir und Ernst an seinem Leben geformt hatten, über die ich dann durch Gespräch und Brief nachholend die Gemeinsamkeit herzustellen mich bemühte, wende ich mich nun wieder dem Gange seines weiteren Erlebens zu, ohne mich freilich streng an den zeitlichen Ablauf zu binden.

Am 1. 2. 1918 teilte ich Ernst den Tod meines Vaters mit, dessen starke Persönlichkeit auch ihm so bedeutend gewesen ist, daß er mir schrieb: „Das Fehlen eines solchen Menschen erscheint mir im ersten Augenblick als etwas Unmögliches. Man muß einige Stunden auf und ab gehen, um eine solche Vorstellung zu überwinden."

Noch während des Krieges erreichte mich der „Arme Vetter". Entstanden vor dessen Beginn aus einer Periode schwerer seelischer Spannungen, wie er mir im Januar 1914 schrieb, hatte er, verdrängt durch die starken Eindrücke des beginnenden Krieges, einige Jahre in der Lade gelegen. Meine Kritik ist mir in den Einzelheiten nicht mehr erinnerlich. Ich weiß, daß ich Anstoß genommen hatte an der Tatsache, daß der Held schon mit der Todeskugel in der Brust auftritt und dann die wenn auch an einem Tage sich abspielende aber immerhin körperlich und geistig stark bewegte Handlung des Dramas durchlebt. Des weiteren aber hatte ich offenbar die Gestalten symbolisch zu deuten mich vermessen. Seine Antwort: „Ich lebe mit den Gestalten jahrelang, so daß sie mir so unpsychologisch vorkommen wie das Leben um uns. Sie handeln so, weil sie müssen, die Natur schafft es, nicht die Überlegung oder Konstruktion. Ich fühle nicht,

daß ich schreibe, dichte, schaffe, sondern ich schreibe nieder, was geschieht, was ich erfahrend wahrnahm. Ich wäre versucht zu sagen: Es war in Wirklichkeit so. Iver steht auf einem anderen Stern, gehört nicht hierher. Dies Gefühl habe ich jahrelang mit mir getragen: Man ist hier überflüssig."
Am 6. 6. 1918 schreibt Ernst: „Mein Christus liegt in Gips auf meinem Bett, noch sollen seine Arme angeheftet werden. Wie er geworden ist, weiß ich selber nicht, nur, daß er so gut ist, wie ich ihn machen konnte."
War mit dem Ende des Krieges und mit dem Tode der Mutter eine unheilvolle, quälende Periode abgeschlossen, so erwies sich die Hoffnung auf eine schöne Ruhe als Grundlage stetigen Schaffens doch als eitel. Es waren die Geister der eigenen Brust, das Barlachsche Erbübel der leidend leidenschaftlichen Frauenliebe, das ihn in neue Wirren riß.

Noch freilich war es nicht die erfüllende Liebe zu der Frau, von der ich, dem Lauf der Dinge vorauseilend, sprach. „Die Sache ist die", so schrieb er, „daß ich hier an Ort und Stelle eine Tollheit begangen habe, die mir den Ort verleidet. Durch Aufregungen und Erschütterungen ist mir so zugesetzt, daß ich zum Kurgast reif bin." Es ist die Leidenschaft — Besessenheit nennt er sie — für die Gattin eines Freundes, die ihn in schwere Konflikte stürzt.

Da kam der Kieler Auftrag zu einem Mahnmal für die Nikolaikirche ihm gelegen.

Um die gleiche Zeit ward ihm auch der ehrenvolle Antrag gemacht, als „Honorarprofessor" nach Berlin zu kommen, wo ihm in Schloß

Sanssouci ein Atelier eingeräumt werden sollte. Fürwahr, ein Angebot, das so leicht keiner ausgeschlagen hätte. Aber Ernst sah und fürchtete als Begleiterscheinungen den Berliner Betrieb, die Last der Atelierbesuche, das Hineingezerrtwerden in das Treiben und in die Salons der großen Welt. Er, dem der gesteifte Hemdenkragen verhaßt war. Er widerstand trotz des doppelten Antriebes. „Fast bin ich entschlossen zuzusagen; denn hier muß ich fort." Er kommt vom Begräbnis Gauls, seines Freundes, im Juni zurück, ohne sich für Berlin entschieden zu haben. „Wenn ich an Güstrow denke, wird mir flau, und wenn ich ans Weggehen denke noch flauer."

Also ließ er es bei Kiel bewenden, wo er bis in den Anfang des Jahres 1922 hinein im Hause Boysen Aufnahme fand und in einer für ihn ausgeräumten Schulhalle sein Werk förderte. Frau Boysen gab die Hände als Vorbild zu der Schmerzensmutter in Sankt Nikolai. Zwischen Kiel und Neumünster liegen nur 30 km und so sind in dieser Zeit die Besuche hin- und hergegangen. Nun bin ich Beichtvater und Büßer zugleich, und wir verstehen uns besser denn je. Auch am Werke kann ich helfen. Er kommt mit den Zeichnungen und kann die rechte Lösung der oberen Abgrenzung der Tafel nicht finden, aus der die klagende Mutter auf einem Wolkengebilde knieend hervortritt. Mir gelingt eine einfache Stufenlinie; sie findet Beifall und wird ausgeführt. Nicht ohne Reue muß ich heute dieses Werkes gedenken, dessen Rettung ich versäumte. Es war während der dauernden Bombenangriffe auf Kiel im zweiten Weltkrieg, deren mehrere ich im Keller des Oberlandesgerichts erlebte. Nach einem solchen suchte ich die schwer getroffene Kirche auf, deren Dach zum größten Teil fehlte. Ich fand das Mal unbeschädigt und eine Mahnung an den Propsten, obwohl ihm andere Sorgen näher liegen mochten, hätte wohl genügt,

die Bergung zu veranlassen. Aber mein Zug ging. Und beim nächsten Besuch war alles zerstört.

Meine Häuslichkeit wurde Ernst in diesen Monaten der Arbeit am Mal ein Halt in seinen Wirren. Er lernte die ruhige Sicherheit meiner Frau Käte schätzen und entzückte sich an der sechsjährigen Jugend meiner liebenswerten Tochter Marie-Luise. Kaum ein Brief in den folgenden Jahren, in dem er nicht beider gedenkt. „Hat die Marlies mich auch nicht vergessen?"

Aber auch in Kiel tröstet ihn Jugend. Trotz der Güstrower Bedrängnisse oder wohl als ein Zeichen beginnender Genesung gedenkt er in den letzten Tagen des Kieler Aufenthalts „freundlicher Stunden, die er mit dem schönen Kinde verlebte".

Die Rückkehr nach Güstrow bringt wieder spannungsreiche Stunden einer schwer sich lösenden Bindung. Da tritt der Versucher Berlin erneut an ihn heran. Man bietet ihm Gauls Atelier und Wohnhaus. Diesmal widersteht er nicht. Der Umzug wird vereinbart. Er packt seine Koffer. Nun tritt etwas Unerwartetes ein. Das Berliner Wohnungsamt beansprucht das Haus für eine seit langem wohnungslose Familie. Zwei Ministerien geraten darüber in einen hitzigen Schriftwechsel. Ernst sitzt derweil auf seinen Koffern. Beschwichtigende Briefe treffen hin und wieder ein. Er wartet, wartet mit Zwiespalt im Herzen. „Nach langem Warten", so schrieb er am 5. 5. 1922, „habe ich mich nun endlich zum Bleiben entschlossen. Es war das, was ich nie aufgehört habe zu wünschen. Vier Monate habe ich gehangt und gebangt, Entscheidung gewünscht und doch die *für* Berlin gefürchtet." — „Das unmögliche Verhältnis zu den früheren Freunden ist ein Schatten." Aber er wurde mit dem Schatten fertig und schloß das Kapitel mit den Worten: „Ich fühle eine tiefe Sehnsucht nach der Kraft, die aus Nüchternheit und Klarheit kommt, und bin dem Roman-

tischen ziemlich gram. Ich spüre in dem schlechthin Echten, für das es wieder kein Erkennungszeichen gibt, das Wesen, auf das es bei allem Kunsttreiben und schließlich Leben allein ankommt. Der Grad der Echtheit beim Menschen enthüllt sich vor der Kunst, das Wesen riecht das Wesen, erkennt sich selbst wieder in der anderen Form. Da, im immer reineren Herauskristallisieren will mir ein Sinn aufgehen, der das Leben zu höheren Stufen treibt. Mir wird Persönlichkeit immer wesenloser, immer wichtiger Hineingehen in ein Übersich. — Und wieso nun Nüchternheit und Klarheit? Mit Worten läßt sich allzugut formulieren — eine kleine Vollendung in Form und Gefühl, einzig harmonisches Gefüge zu schaffen, ein winziges Stück Ewigsein ist mehr wert."

— Das nenn' ich mir einen Abgesang. —

Ein Brief des Künstlers an den Verfasser

Güstrow
29. 12 20
Schweriner Str 22

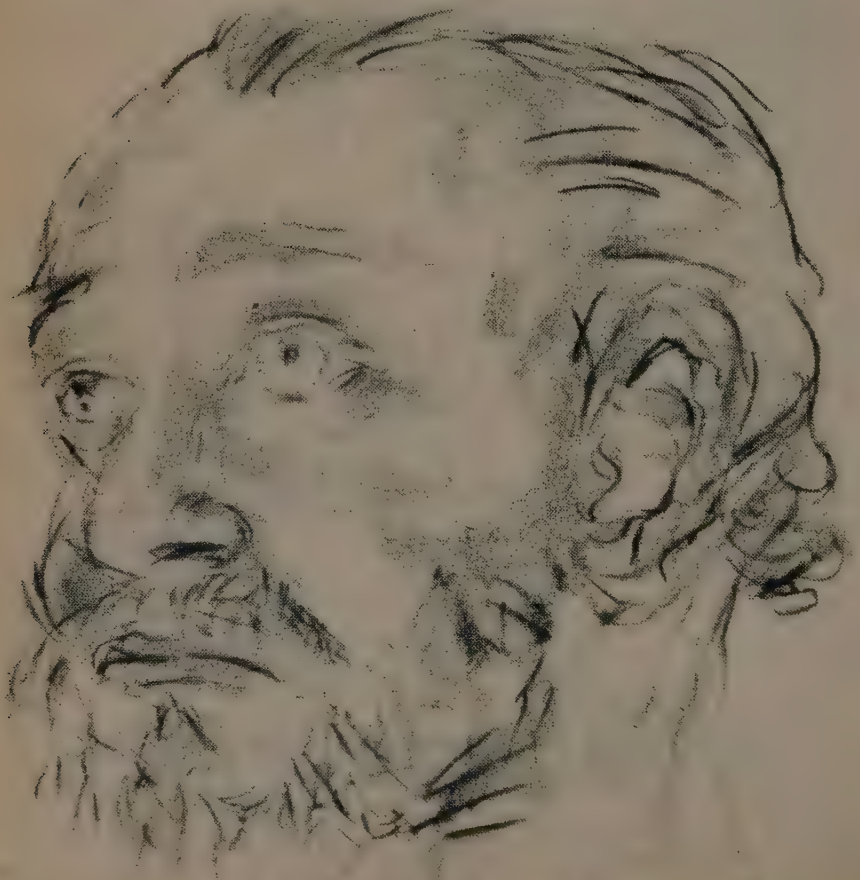
Liebster Walter,

während meiner Krankheit war
mir die Erkenntnis ganz absonderlich gekommen,
die Verbundenheit Brüder, Verbundenheit mit
Dir mich mit ganzer Confession in
Adolfs Lebensfluss Wunder, Geheimnisse
finden und war drauf und dran an Deine Heimat
Geburtsort, Dir mich innerlich klein zu
bringen, dass Gott wieder Besitz, alles Schmutz

BARLACHS SÜNDFLUT

Zur heutigen Ptemiere im Staatstheater

Regie: Jürgen Fehling Bühnenbilder: Rochus Gliese



Heinrich George als Noah

Die Zeit ist reich an Schaffen. Kußgruppen, dem Überwundenen angehörig, folgen die Wandlungen Gottes, der Findling, es grollt schon in der Tiefe die Sündflut.

„Mein Zustand hat eine Art Unpersönlichkeit, die ich mit freudigem Bewußtsein als eine schöne Unbegrenztheit bezeichnen möchte, ein Erlöstsein von sich. — Aufgehen nicht mit Bedauern über das Hinterlassene, sondern mit Freude über das Verlassen geringerer Zustände."

Über die Brüder in Amerika schreibt er: „Sie können sich in unsere Zustände nicht hineindenken, man wächst auseinander". So mag es manchen gegangen sein, die hier den Krieg erlebt und drüben ihre Freunde hatten.

„Mein neues Drama (Findling) erscheint mit Holzschnitten, ist aber für die Bühne nicht geeignet, wenigstens nicht für die jetzige. Ich schneide Holzstöcke zur Walpurgisnacht, damit wird die Polarnacht in Güstrow für mich hell." Die Jahre von 22 bis 25 sind voll reicher Brieffrüchte. Über seine Art zu arbeiten, zu dichten, über Gott und Leben und Sterben finden sich herrliche Worte, die ich als einen Schatz bewahre.

Die Sündflut namentlich, die mir das liebste seiner Dramen ist, gab zu reichem Meinungsaustausch über Sinn und Bühnenwirksamkeit Anlaß. Meine „mitschöpferische Deutung" lehnt er freilich ab. „Mir war es um Menschen zu tun und um Menschenschicksal", schreibt er. Er gibt auch seine Gedanken über die Grundidee des Ganzen und die Rolle Gottes darin. Einige Sätze daraus:

„Eins aber ist mir höchst erfreulich, daß du das, was ich als Schwächstes daran überhaupt empfinde, entweder als läßlich ansiehst oder nicht als Schwäche angesehen hast. Ich sage Schwäche, habe aber mit Überlegung gehandelt und weise den Vorwurf zurück, der Schwäche aus einer Logik erkennt, die ich ablehne. Ich begab mich in folgenden Gang: Gott, der Schöpfer alles Seins, der Inbegriff, das Absolute, ist menschlich unfaßbar: unpersönlich — persönlich, gut — böse, beides verlangt die menschliche Einsicht und kanns doch nicht fassen. Er steht also überm Vermögen des menschlichen Erkennens. Calan hat die große Ahnung von einer übermenschlichen Göttlichkeit, und doch lasse ich den Gott der Bibel, des Durchschnitts, Zebaoth-Jehova, als Herrn und Schöpfer persönlich antreten. Er wird als absurd hingestellt, und ich lasse ihm doch die Ehrwürde und Erhabenheit als Gestalt. Sein Dasein ist voll Leben und Persönlichkeit, und so durfte er mit seinen Engeln gestaltet werden. Aber weiter: Soll er absurd sein, ein Schöpfer, der Pfuscherei begeht und Mensch und Tier büßen läßt, so kann er in Wirklichkeit nicht Herr und Rächer und überhaupt nicht zuständig sein als derjenige, der befiehlt, beschließt, vernichtet und die nach seiner Art und Weise „Guten" errettet. Selbstverständlich kann ich *seinen* Herrn und Meister nicht in Erscheinung treten lassen, mir genügt, daß ich die Ahnung seines Seins im menschlichen Stammeln hervorblitzen lasse. Auch Zebaoth, mit Verlaub, ein Geschöpf, ein Menschengott, aber immerhin nichts Totes, sondern das Größte was Menschen geschöpft haben, eine Anschauung, die wandelbar ist, eine Gestalt, die leidet und kämpft, ein Vizekönig im Sein . . . eine überwundene Notwendigkeit, die aber besteht wie Sonnenbahn und Planeten-Kreise bestehen, obgleich wir seit einiger Zeit Sonnennebel und Milchstraßensysteme jenseits unseres Spiralnebelsystems kennen. Schöpferisch auch er in seiner Absurdität und einbegriffen in

das Wesen, dessen Wirklichkeit zu ermessen die Werkzeuge des Menschen, Kopf und Gefühl, nicht ausreichen. Mit einem Wort, solch ein Gott ist kein Gott, und doch stelle ich ihn als Gott dar. Schlimm wäre das Alles, wenn es leer und keine Gestalt geworden wäre. Ist es das, so bin ich beruhigt."

Ernstens Gesundheitszustand schwankt in dieser Zeit bedenklich hin und her. Jene schöne, beruhigte Stimmung und Erlöstheit wird nicht dauernd bewahrt. Am 27. 5. 23 ist er „griesgrämlich, ein alter Mann", plant ein Testament über die Verwaltung und Ausnutzung seines Nachlasses in bestimmter Form, die Vernichtung gewisser, die Freigabe anderer Modelle zum Guß in bestimmtem Material und Weiteres. Leider ist dies Testament nicht zustandegekommen. So mußte das Gremium, das sich nach Ernstens Ableben bildete, in der Absicht, nach seinem Willen zu handeln, sich mit mündlichen Andeutungen als Leitlinie begnügen.
Am 27. 9. 24 fühlt er sich jünger als je. Am 29. 12. des gleichen Jahres geht es ihm miserabel.
Am 14. 2. 23 teilt er den Tod des Bruders Joseph, am 14. 3. 25 den Nicos mit. Von Art und Leben beider gibt er mir in seinen Schreiben höchst lebendige Bilder, die als ein Denkmal für sie stehen.

Im Jahre 1925 wurde mir eine große Freude zuteil. Lange schon hatte ich ein gemeinsames Reisen mit Ernst im Sinn gehabt. Nun wurde mir die Erfüllung beschieden. Ich verbrachte, romantischen Neigungen folgend, einige Wochen in der Schwindstadt Miltenberg. Dorthin wußte ich ihn zu verlocken. „Komm zu mir ins Herz der Romantik!" Er kam, und es war eine herrliche Zeit in der sommerlichen Hitze des großen Mainknies. Sie durchwärmte die Tage, während wir die Abende mit guten Weinen kühlten und mit guten Worten füllten.
Im „Riesen" hatten wir unser Quartier, dem ältesten Gasthaus

Deutschlands. Wir schritten die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe hinauf und hinab, die schon die Staufenkaiser und Martin Luther mit ihren Füßen gehöhlt hatten, freuten uns gemeinsam der schönen, mehr biederen als prächtigen Häuser und Gassen. Ja, Romantik war um uns. Ich für meinen Teil bin Romantiker und bin es mit Stolz.
War auch Ernst ein solcher? Wer möchte daran zweifeln angesichts des „Toten Tages" und der märchenhaften Gestalten und Geschehnisse in fast allen Dramen. Namentlich aber die Anfänge im Zeichnerischen schwellen geradezu über von Romantik. Wer wagt es, den Ehrlichsten der Ehrlichen der Verlogenheit zu zeihen, jene Bezeichnung der Romantik ihm anzuheften, die die heutige Welt als unerläßlich befindet! Später gerät die Romantik bei ihm in Zucht, aber wer Romantiker ist, bleibt es für sein Leben.

So waren wir uns einig im Genießen all dessen, was der Ort uns bot. Vom „Gramsein" war nichts mehr zu spüren. Mit Entzücken las Ernst neben dem rostigen Klingelzug der weisen Frau den Namen „Babette Liebreich", den er sogleich in seinem Taschenbuch notierte. — „Kann man mal brauchen, Namen tun viel."

Und doch spiegelte sich das Erleben in uns verschieden. Wir steigen durch ein schmales Treppentor den Fußweg des steilen Uferberges bis zur halben Höhe hinan, wo ein Vogelblick sich öffnet und zurücktretender Wald ein herrliches Bild freigibt. Von rechts zieht der kraftvolle Strom heran, von Freudenberg und Wertheim kommend, zornig rauschend wendet er sich um mehr fast als einen rechten Winkel dann in geradem Fluß dem Norden zu. Unter uns schmiegt sich die kleine, alte Stadt mit unverdorbenen, rot-braunen Dachgebilden in das

Knie, spannt sich auf festen Pfeilern die tor- und turmbewehrte Brücke über den ziehenden Strom hinüber zur jenseitigen Höhe, wo mit reichem Bildschmuck der Kalvarienberg aufsteigt zum Kloster Engelsberg. Ich skizziere auf meinen Block mit Liebe den unendlichen Reichtum von Farbe und Form. „Wie würdest Du es machen?" fragte ich Ernst. „Nun, mit fünf Linien würde ich es wohl schaffen."

Klaus, der Sohn, wohl noch zu jung, um diese Reize voll zu genießen, suchte indessen festzustellen, ob die Angabe im Führer, daß der Odenwald arm an Eidechsen und Lurchen sei, wohl stimme. Sie stimmte.

Von Miltenberg zog es Ernst und Klaus dann weiter zu dem nicht minder romantischen Passau, wo der nicht minder gute Freund Piper sie erwartete.

Nach der langen und tiefen Berührung und Aussprache der Miltenberger Woche meinte Ernst: „Nun werden unsere Briefe einen neuen Stil haben. Vieles braucht nicht mehr gesagt zu werden."

Zunächst schien es, daß die Reise ihm die erhoffte Kräftigung des Leibes gebracht hätte. Doch kurz darauf heißt es: „Die Arbeit ist bei mir eine Art Verhexung, und ich muß gegen solche Hexerei kämpfen; denn ich pfeife aus dem letzten Loch!" Zur Arbeit am Blauen Boll schreibt er: „Das Beste daran ist, daß ich nichts verloren habe an Rücksichtslosigkeit gegen mich selbst".

Die Welt gönnt ihm nicht die erwünschte Ruhe. „Ich gehöre nicht unter Menschen", sagte er, aber Olga, Bruder Hans' Gattin, und Cousine Martha, die Tochter Onkel Heinrichs, des Justizrats in Altona, von deren wechselvollem Schicksal wir schon hörten und die wie der Bruder Hans in Berlin gelandet ist, plagen ihn. Aufopferungsvoll nimmt

er, der stets bereit ist, der anderen Lasten zu tragen, Olga immer wieder eine Zeitlang auf sich, um Hans eine Atempause zu verschaffen, Hans, von dem er in seiner Bescheidenheit sagt, daß er ihm in menschlicher Wesenheit über den Kopf gewachsen sei. Aber Olga! „Sie ist uns allen über. Wenn sie Hans ruiniert hat, wird sie mich ruinieren. Du meinst, ich sollte ihr keine Gelegenheit geben. Denkst Du! Sie wird sich die Gelegenheit schaffen." Nicht viel höher steht Cousine Martha im Kurs, die ihn ungewarnt überfällt. „Wir sind uns wechselseitig wirklich so gründlich fremd, daß das Verstehen, das man ziemlich weit treibt, einmal doch ein Ende findet. Das Element „Tante Minna" hat eine Verbindung mit einer spezifisch Barlachschen Mischung, die man auch nicht loben mag, zustande gebracht, und diese Mischung will mir schlechthin abscheulich erscheinen." Er fürchtet, solche Besuche könnten zur Regel werden. Und doch empfindet er: „Marthas Zustände scheinen wirklich elend zu sein, es ist nicht schön, so das zollweise Versacken eines Familienmitgliedes zu sehen. Aber ihr ist nicht zu helfen."

Auch die große Welt greift nach ihm. „Wie redet man einen Prinzen an? Ich kann es nicht vermeiden, dem Erbprinzen Reuß ein paar Worte zu schreiben." Es bleibt nicht bei den Worten. Er geht zu Hofe, er, der Todfeind des gesteiften Hemdkragens, dem der modern werdende Pullover ein Rettungsring ist. Er macht das wenig bekannt gewordene Grabmal mit den beiden weiblichen Figuren, die tiefste Ruhe zeigen, zu beiden Seiten der Tafel. Verfeinerungen jener „Sorgenden Frau" von 1909 erscheinen sie mir, die mir immer eine der liebsten seiner Figuren war, und die ich 1953 als einziges Dokument deutscher Kunst im Museum zu Johannesburg wiederfand. Die „Gute Zeit" fand am Reußschen Hofe ihre Quellen, die wunderbare Gestalt der Celestine dürfte hier irgendwie ihr Urbild haben. Der weitherzige

Fürst brachte das Drama bei all seiner Nacktheit in der Schilderung des Fluches der Dekadenz der Fürstengeschlechter zur Aufführung.
Die so oft geäußerte Furcht vor Besuchen machte mir den Entschluß nicht leicht, mich selbst im Herbst 1926 auf der Rückreise von einer Ferienfahrt für einige Tage bei ihm anzumelden. „Aber Du bist bestens willkommen." Von Bornholm kam ich, nachdem ich zuvor mit Frau und Tochter in Hiddensee die milde Herbheit der Ostsee genossen hatte. Ich brachte frische Seeluft mit, und es schien Ernst recht, für einige Tage sich der Arbeit und der Dumpfheit seiner Häuslichkeit zu entwinden. Denn immer noch fristete er seine Tage in der Schweriner Straße und im Pferdestall. Der Tod der Mutter, das Aufhören ihrer Klagen, hatte die Räume nicht heimischer gemacht. Unbedarfte Mädchen und eine gestrenge Haushälterin waren seine Betreuer. So speisten wir zumeist im „Erbgroßherzog" und waren viel im Pferdestall, wo er am „Wiedersehen" arbeitete. Eines Tages plante er eine Wagenfahrt, um mir die Schönheit des mecklenburgischen Landes und die Würde seiner alten Dorfkirchen zu zeigen. Da geschah ein Zwischenfall: Die hochsitzige Break war bestellt, und wir erwarteten ihr Anrollen. Unangemeldet tauchte ein Mann namens Ezard Schaper, Dramaturg am Stuttgarter Hoftheater, auf und war willens, mit Ernst den „Blauen Boll" durchzusprechen, den er uraufzuführen gedachte. — Verflucht, was machen wir da? „Sagen Sie mal, Herr Schaper, haben Sie den Boll eigentlich schon gelesen?" — „Hm, nein, allerdings noch nicht." — „Na, dann würde ich Ihnen doch empfehlen, das zunächst mal zu tun." Unter dem hohen Turm der Pfarrkirche war es, aus dessen Fenster der Blaue Boll sich fast hinabgestürzt hätte, und in dem der Uhrmacher Virgin mit philosophischer Geduld das Werk pflegte. Flugs sprang Ernst in den Laden seiner Leibbuchhandlung, der alten Opitzschen in der Domstraße, kam mit

einem schlohweißen Stück der Buchausgabe wieder hervor und drückte es Herrn Schaper in die Hand. „Nun setzen Sie sich in den Erbgroßherzog. Dort gibt es gut zu essen, und in Ruhe lesen können Sie dort auch. Heute abend können wir dann darüber reden." Schaper, ein wenig verdattert, mußte dies doch recht und gut befinden. So fuhren wir in bester Stimmung davon und kehrten in der Dämmerstunde nach schöner Fahrt zurück. Schaper saß noch im Erbgroßherzog. „Na — haben Sie gelesen?" — „Ja, Herr Barlach." — „Na, haben Sie alles verstanden?" — „Ja, Herr Barlach, alles." — „Vorzüglich, dann brauchen wir ja nicht mehr darüber zu reden. — Besser als ich es da geschrieben habe, kann ich es Ihnen doch nicht sagen; denn ich habe mir weidlich Mühe gegeben, es so gut zu machen, wie ich konnte." Der Fall Boll war erledigt. Aber es folgte eine gemütliche und ausgedehnte Erbgroßherzogsitzung, gewürzt mit viel Grog und heiteren wie ernsten Reden. Die nötige Bettschwere wurde erzielt. Der Dramaturg jedoch entfloh, wie wir am nächsten Morgen feststellten. Aber den Boll brachte er heraus.

Das Jahr 1927 nennt Ernst das bewegteste seines Lebens, und in der Tat, es ist erfüllt: Der Schwebende für den Güstrower Dom arbeitet in ihm, und er schreibt: „Die Figur wird fertig werden, und danach verlangt mich sehr". Zweifel plagen ihn, ob er durchhalten werde. Er muß einige Tage nach Rügen, um sich zu erfrischen. „In Sellin fühlte ich den Tod nach mir greifen." Und dennoch: In diesem Jahr wird das „Lied an die Freude" geschnitten, ein trotzender Hohn auf die Gebrechlichkeit des Leibes. Kiel kommt mit einem großen Auftrag. Die Vorarbeiten zum „Geisteskämpfer" werden angefaßt.

Ein weiterer Auftrag des Herrn Katzenellenbogen erfreut ihn besonders. Es gilt die Figuren von dem Sockel des Entwurfs eines in der Form wenig glücklichen Beethoven-Denkmals aus ihrer Gebundenheit

zu erlösen. Der „Fries der Lauschenden" beginnt sein Werden. Das „Selbsterzählte Leben" wird nebenher hingeschrieben. Der Graf von Ratzeburg ist in innerer Entwicklung. Und unter all diesem — die Aufzählung ist gewiß noch nicht vollständig — beginnt der Rahmen des persönlichen Lebens sich zu wandeln.

Ein weiterer Schlag trifft ihn: „An Cassirer verliere ich unendlich viel". 1926 hat der Freund noch eine große Gesamtausstellung seiner Skulpturen, die größte, die bis dahin stattfand, veranstaltet. Das war auch für Ernst, der sonst mit dém vollendeten Werk innerlich abschloß, doch eine bewegende, sein Mitwirken fordernde Angelegenheit, der er manche Schaffensstunde opferte.

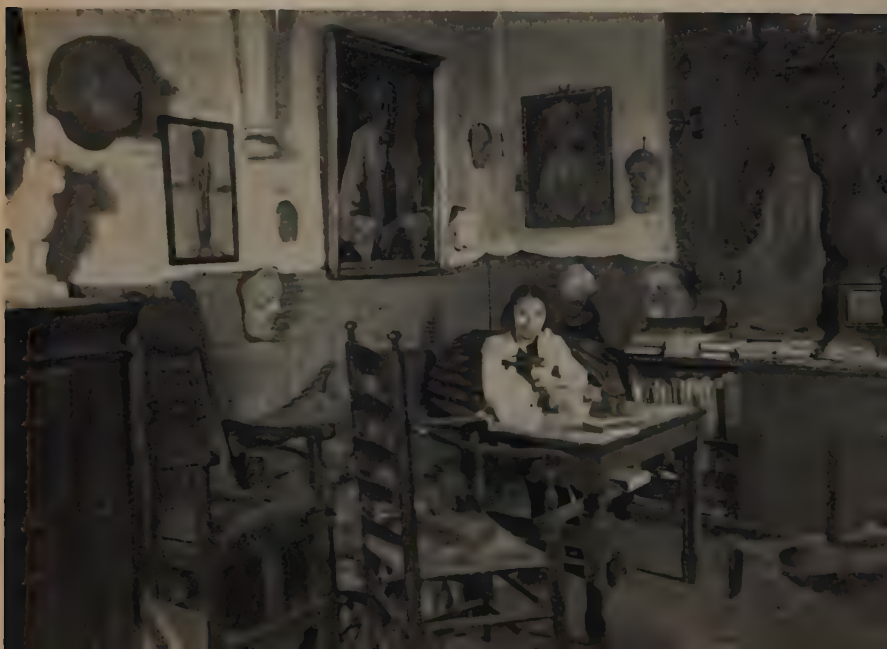
Nun übernimmt ein Herr Feilchenfeldt gemeinsam mit einem Fräulein Ring den Verlag. „Ich bleibe bei dem Nachfolger, der mir alles bietet und keine Bindung verlangt." — Aber wenig später heißt es: „Meine Sachen stehen da umher, und keiner kümmert sich um sie".

Bei Bruder Hans ist die Scheidung im Gange, die auch Ernst in ständiger Aufregung hält. Er klagt: „Ich habe so ungefähr an jedem Finger ein Lebensproblem hängen". Das hält er nicht durch. Der Arzt schickt ihn nach Kissingen.

Nun aber bahnt sich der Weg zur Zuflucht und Ruhe der späten Tage: „Draußen im Heidberg (Haus Boehmer) habe ich einen winterlich gepolsterten Winkel, wo ich die Abende schreibend zubringen kann, anscheinend ein Hans im Glück."

Erbgroßherzog, Pfarrkirche und Buchhandlung Opitz

Das Böhmerhaus am Inselsee und Frau Marga Böhmer



Das Arbeitszimmer und Schlafzimmer des Künstlers im Böhmerhaus

Ein Jahr weiter heißt es: „Ich lebe nun als ständiger Gast im Heidberghaus, gut versorgt und behütet". Die Frau ist gefunden, die dem unruhig Liebenden die letzte Erfüllung schenkt, die ihm zuwächst, während der Mann sie sich wegen einer minderen entgleiten läßt. Noch ein wenig später heißt es abschließend: „Frau Boehmer und ich leben einig miteinander und sind ruhig in schöner Gegenseitigkeit. Ich fühle, daß in mir eine Lücke geschlossen wird, daß ein Leben rund und voll geworden ist." Größeres kann auch ich zur Wertung der gefundenen Lebensgefährtin schwerlich sagen. Was sie Ernst innerlich gewesen ist und blieb bis an sein Ende, ist darin ausgesprochen und bezeugt, daß sie die inneren Werte als Frau und verstehende Künstlerin zu geben hatte, deren er bedurfte. Daß sie ihm nach außen die Geborgenheit, so gut es in ihren Kräften stand, behütete, daß sie seiner zunehmenden körperlichen Schwäche die treue Pflegerin war, ja, wo seine Kräfte nicht reichen wollten, ihm am Werke half — so die gewaltigen Holzmassen bei der Herausarbeitung der Figuren des Magdeburger Males bis auf die Feinarbeit zurechthieb — vervollständigt das Bild dieser Gemeinschaft. Daß sie dies alles tat unter taktvoller Zurückhaltung ihrer Person und Verzicht auf die äußere Stellung einer Gattin erhöht den Wert ihrer Opfer.

Das Heim ist endlich für Ernst gewonnen, und es ändert nichts, daß 1930 die Berliner Freunde ihm ein anspruchsvolles Atelier- und Wohnhaus auf das benachbarte Grundstück setzen. Er bleibt seinem

warmen Winkel treu und überläßt einstweilen Fräulein Döge, der Haushälterin, und dann später Boehmer mit seiner jungen Frau die moderne Wohnung. Von dem schönen Atelier aber, das mit allem ausgestattet ist, was der Bildhauer sich wünschen mag, ergreift er mit Freuden Besitz. Aber der allzu große und aufwendige Bau wird bis an sein Lebensende zu einer drückenden geldlichen Sorge. Hermann Reemtsma, der verständnisvolle Verehrer seiner Kunst, hilft ihm, die Schwierigkeiten mindern. Er ist es auch, der dann, als schon die Ächtung und Verfolgung begonnen hat, als das Geld überall rar wird und Herr Katzenellenbogen versagt, den Mut beweist, in dessen Auftrag einzutreten. Er hat damit Ernst die Möglichkeit des Schaffens in schweren Zeiten geschenkt, die ihm sonst weithin versagt blieb. Er bewirkt auch durch Ankäufe, daß so manches Werk Deutschland erhalten bleibt, das andernfalls den Weg nach Amerika gewandert wäre. Bei Abschluß dieser Schrift wird bekannt, daß Herr Reemtsma sein Wirken für Ernst dadurch krönt, daß er die Sammlung seiner Werke, die größte die es gibt, in einer Stiftung der Allgemeinheit als Gabe darbringt.

*

1930 führten die Verhandlungen um das Hamburger Ehrenmal Ernst wieder einmal zu uns nach Neumünster. Gegen seinen Wunsch machte ich ihn mit zwei meiner besten Freunde bekannt, dem Studienrat Dr. Jürgensen und dem Organisten Edmund Zöllner. Ernst hatte einen begreiflichen Widerwillen dagegen, sozusagen als gutes Stück vorgeführt zu werden. Durch die beiden glaubte ich aber, ihm doch ein wenig bieten zu können. Dr. Jürgensen führte damals mit seinen

Altes Atelier (Pferdestall)

Neues Atelier (Hofseite)

Schülern den Sophokleischen König Oedipus in einer Freilichtbühne im Stadtwald auf. Ich hatte mich helfend als Kulissenmaler betätigt und auf leinenbespanntem Lattengerüst einen antiken Tempeleingang in Anlehnung an das mykenische Löwentor gezaubert. Er lobte, wie er stets gern anerkannte. Ich fragte aber doch, wie er die Aufgabe wohl angefaßt hätte. „Ich hätte nichts als eine starke Säule hingestellt." Ein Hinweis wohl, wie er sich zur Szenerie überhaupt verhielt. Es scheint danach, daß er mit sparsamen Mitteln nur andeutungsweise gearbeitet wissen wollte. Andererseits läßt sich das mit seinen genauen Bühnenbildanweisungen nicht vereinigen. Man nehme beispielsweise die Anweisungen zu den einzelnen Bildern in den „Echten Sedemunds" oder dem „Armen Vetter", auch noch im „Grafen von Ratzeburg". Sollte er das alles vorgeschrieben haben, damit es nicht ausgeführt werde! Ich glaube, daß das Unbefriedigtsein in den Fällen, in denen er seine eigenen Aufführungen miterlebte, teilweise daraus zu erklären ist, daß die szenische Ausstattung ihm nicht zusagte. Ich persönlich bin kein Freund des weitgehenden Verzichts. Man überlastet die Ansprüche an die Wirkung des Wortes und die Phantasie. Eine nicht aufdringliche aber die Einfühlung in die Umgebung klar zur Darstellung bringende Szenerie schädigt die Wortwirkung keineswegs. Ich glaube, daß Ernst ähnlich gedacht hat. Es würde das auch besser zu seiner Art stehen, die mit einem völlig naturnahen Realismus das Mystische und Märchenhafte zu verbinden pflegte. Zum Abstrakten neigte er nie.

Das Zusammensein mit dem Organisten ließ mich in Ernsts Musikempfinden einen Einblick gewinnen. Wir betrachteten zunächst gemeinsam die mit neueren Holzschnitzereien reich verzierte Anscharkirche. Er fand die in die Wangen des Gestühls eingefügten Reliefs recht gut, war dagegen von den vollplastischen Figuren der Engel

und Heiligen weniger befriedigt. Dann aber setzte sich Herr Zöllner an die Orgel und gab uns beiden ein kleines Privat-Konzert, einen Reger zuerst und dann eine Bachsche Fuge. Während mir der Reger mehr zusagte, sprach Ernst sich für Bach aus, der ihn offenbar tief ergriffen hatte.

Zwischen Ehrung und beginnender Verfolgung

Die Jahre 1924 bis 1933 sind wohl diejenigen, in denen die Flugbahn des Lebens meines Vetters ihren Höhepunkt erreicht und schon der Absturz sich vorbereitet. Es kreuzen sich oft gleichzeitig höchste Wertschätzung und Anerkennung mit beginnender Anfeindung und Verfolgung.

1924 hat die Akademie der Künste in München ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Im gleichen Jahr ward ihm der Kleistpreis zuteil. 1933 erfolgt die Ernennung zum Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le Mérite, die höchste Auszeichnung, die einem Künstler bei Lebzeiten werden kann. Ich erfahre von diesen Dingen durch die Zeitung. Er ist viel zu bescheiden, sich dessen zu rühmen. Darauf angesprochen, berichtet er wohl mit einigem Spott, wie so etwas vor sich geht und wie es einen treffen kann.

Die Ehrungen fördern kaum noch private Aufträge, wohl aber den sogenannten Betrieb. Ständig drückt ihn die Sorge, wie an den Zahlungsterminen die Mittel für den Bau zu beschaffen sind. Weit mehr aber belastet ihn eine andere Folge des in die Breite dringenden Ruhmes. Die Zahl der Leute, die ihn besuchen oder nur ihn sehen wollen, wächst ständig. „Es ist ein Skandal, wie ich zum Schaustück geworden bin." Zunächst lobt er den Schutz der Wände und der Helfer des Boehmer'schen Hauses. Schon im August 1930 klagt er aber, daß auch diese Wehr nicht mehr halte. „Die Leute warten einfach, bis ich herauskomme." Dieser ganze Betrieb zehrt an seiner Gesundheit.

Zweimal muß er Bad Kissingen aufsuchen, aber es bekommt ihm schlecht.

Dazu treten die Sorgen um den Klaus, die manchmal die großen Freuden, die ihm das Leben mit dem Sohn schenkt, übersteigen wollen. Klaus erweist sich als ein ausgemachter Sonderling. Vom Vater hat er die Verachtung des Äußeren geerbt. Er lebt drakonisch sparsam, sparsam auch mit dem, was er erstrebt. „Der Junge ist begabt, vielleicht mehr als ich, aber er wendet die Gaben nicht an. Er ist ein guter Junge, aber er hat kein Lebensziel." Er leidet unter dem Los des Sohnes des großen Vaters, des Aufwachsens ohne Mutter. Ihm sind die Ideale zerstört, wie seiner ganzen Generation. — Das Motorrad interessiert ihn, wie alle seine Altersgenossen. Er saust darauf im Lande umher und sucht seine Mutter, doch wohl mit dem geheimen Empfinden, daß ihm Wesentliches vorenthalten sei. Er findet aber nur mehr ihre Sippe. Er kommt auch hin und wieder zu uns. Tier- und Kinderliebe machen ihn liebenswert. Er birgt eine flügellahme Fledermaus in der Brusttasche und verbringt Stunden damit, ihr Fliegen zu fangen. Der Vater verliert das Vertrauen nicht: „Der Junge ist in Ordnung". Endlich nach des Vaters Tod wirft er den Anker in der Ehe und im alten Vaterhaus in Ratzeburg. Er findet, ein Spätgereifter, sein Ziel als Betreuer der Gedächtnisstätte und der Wahrung des reichen väterlichen Kunsterbes, das er mit Klugheit, Verständnis und weiser Beschränkung verwaltet. Es scheint wohl, daß es mit ihm steht, wie mit einem edlen Birnbaum, der nach einem Jahr überreichen Fruchttragens ein Jahr ruhen muß. Aber der edle Saft bleibt und treibt Schößlinge eines sarkastischen Humors. Mit seinen Kindern, dem kleinen Ernst zumal, bricht es wieder hervor. Eine ungeheure Vitalität, körperliche und geistige Regsamkeit offen-

Enkel bewacht den Einzug der Figuren

baren sich, und aus den Augen blickt der Schalk des Urgroßvaters, Pastor Ehrn Ernst Barlach zu Bargteheide, mich an. Großvater Ernst erlebt das leider nicht mehr.

Kehren wir an seine Arbeitsstätte zurück, wo in diesen Jahren doch noch Großes entsteht, und die letzte unverbrauchte Schaffenskraft sich auslebt. „Ich fürchte, ich werde nicht lange genug leben, um alles das zu machen, was noch an Plänen in mir ist", sagt er einmal zu mir. Der Engel im Dom wird fertig. Der Geisteskämpfer in Kiel, der Singende Mann. Die „Gute Zeit" und der „Gestohlene Mond" entstehen. Der Bau des Ateliers kam zehn Jahre zu spät, so meint er. Die Welt antwortet zwiespältig. Hohe Anerkennung und beschimpfende Verwerfung seiner Werke gehen nebeneinander her. Aber außer dem künstlerischen regt sich der politische Widerstand. Der Stahlhelm und der Königin-Luise-Bund sind die ersten Gegner. Sie wollen heldische Male trotz aller Erfahrungen. Ein Entwurf für die Stadt Malchin wird abgelehnt. Er nimmt es hin. In Stralsund, der schönen Stadt, die er liebt und in der er so gern ein Werk seiner Hand gesehen hätte, gehen die Kämpfe hin und her. „Ich habe mich bemüht, mein Bestes zu geben." Aber Stahlhelm und Kyffhäuser sagen: Ab damit. Langsam wandelt sich diese Widerstandsfront in die erstarkende NSDAP, die SA und die Hitlerjugend. Steine fliegen nächtlicherweise in sein Fenster, und Schreckschüsse antworten von innen.

In diese Zeit — 1932 — fällt mein letzter, längerer Besuch bei Ernst, und so durfte ich denn auch diese Stimmungen dort erleben. Trotz der Bedrängnis durch Besucher bin ich ihm wieder willkommen. Doch legt sich ein anderes von Tag zu Tag lähmender über die Möglichkeit unbeschwerten Genießens. „Wo ist Frau Boehmer", fragt Ernst, nachdem er mich von der Bahn geholt hat. Sie ist nach Schwaan zu

ihrem Zahnarzt, weiß Frau Döge, die gestrenge Hausdame. Sie erscheint nicht am Abend, nicht am zweiten und nicht am dritten Tag. Es wird klar, daß sie sich meinetwegen fern hält, und ich breche nach vier Tagen gegen Ernstens Willen vorzeitig meinen Besuch ab. Wenn Frau Boehmer später sagt, sie habe uns nicht stören wollen, so hat sie ihr Ziel durchaus verfehlt. Aber auch die vier Tage boten reiches Erleben. Das kleine und das große Haus sah ich zum ersten Mal. Im Erdgeschoß des Boehmer-Hauses bin ich einquartiert. Ein Revolver liegt griffbereit auf dem Nachttisch. Unten ein großer Wohnraum zu Besuchempfängen. Oben einerseits Ernstens Allerheiligstes, der Arbeitsraum mit dem Schlafraum durch einen vorhang-geteilten Gang verbunden. Behagen verbreiten alte Bauernmöbel. Bilder befreundeter Künstler, Masken, eigene Entwürfe und gute Teppiche. Ein Schreibtisch mit vielen Büchern, eine Couch und ein Tongerät. „Gut, daß man wenigstens noch das Ausland hat", sagt Ernst. Im Schlafgemach ein schweres eichenes Himmelbett. Der Ausblick von dort geht auf den weiten See. Auf dem Nachbargrundstück ohne trennenden Zaun das Ateliergebäude mit vorgelagerten Wohnräumen. Schwere Teppiche und kostbare Möbel bezeugen dort den Geschmack des Boehmerschen Paares. Ein kleiner Vorratsraum und eine Bücherei verbinden mit dem großen Atelier, in dem sich alles findet, was des Bildhauers Arbeit erleichtert und fördert. — Zehn Jahre zu spät!

Ich erlebe den Ablauf seiner Tage. Nicht allzu früh, denn der Abend wird meist ausgekostet, erhebt man sich, und es folgt ein Gang an den nur durch einen Fußsteig vom Hause getrennten See. Das erste Frühstück wird in der einfachen Laube im Garten des Boehmer-Hauses eingenommen. Der braune Boll, ein gar zu wohlgenährter braunweiß gescheckter Setter, ist stets um den Herrn. Dann ist noch der

grimmige Baldo da, eine starke, schwarze Dogge, die nachts den durch hohe Drahteinfriedigungen umhegten Besitz, ein ausgeschnittenes Stück des Kiefernwaldes, bewacht. Frau Döge holt sich Richtlinien für die Tageskost. Beim Kaffee werden die Hunde überreich gefüttert, nicht zum Vorteil der Bollschen Leibesfülle, der seinem Namengeber bedenklich nacheifert. Eine Hupe ertönt. Baldo beginnt gewaltig zu bellen. Er wird in einer Art Hühnerhagen angekettet. Boehmer naht, begleitet von Rex, dem angriffslustigen Terrier, der wütend gegen das Baldosche Gehege springt. Großer Ohrenschmaus, Rex wird drüben eingesperrt. Nun kann man die Post empfangen und neueste Berichte entgegennehmen. Neue Hiobsbotschaften sind es zumeist, daneben regelmäßig Bettelbriefe. Er gibt sie mir zum Lesen. „Was soll ich tun? Es scheint den Leuten wirklich schlecht zu gehen. Darf man sich da versagen? 10, 50 oder 100 Mark?"

Noch bringen die Nachrichten das Schlimmste nicht. Noch hängt der Engel im Dom. Noch steht in Kiel der Schwertwächter, noch das Magdeburger Mal, von Schmähreden umspült — wielange noch? Aber Gehässigkeiten genug. Weswegen verfolgt man ihn? Ist es nur das beleidigte Kunstempfinden der in der Klassik aufgewachsenen, nur verletzter Nationalstolz? Hat er nicht im Magdeburger Mal gegeben, wie die Krieger treu und aufrecht stehen in Tod und Grauen? Nein, der Jude ist es, der vermeintliche Jude. Der Freund Cassirers — Barlach gleich Baruch, was kann der anders sein, als ein Jude. Dross zerstört in den Mecklenburgischen Monatsheften die Fama. Das Heft wird verboten. Bruder Hans versagt man in Berlin eine Unterstützung. Es sei festgestellt, daß er nicht Arier sei.

Setzen wir den Tageslauf fort. Das Frühstück ist beendet, die Marschroute an Fräulein Döge und Boehmer ausgegeben. Nun geht's, im Atelier etwas leichte Arbeit zu tun. Ich schaue zu, wie ein Gips-

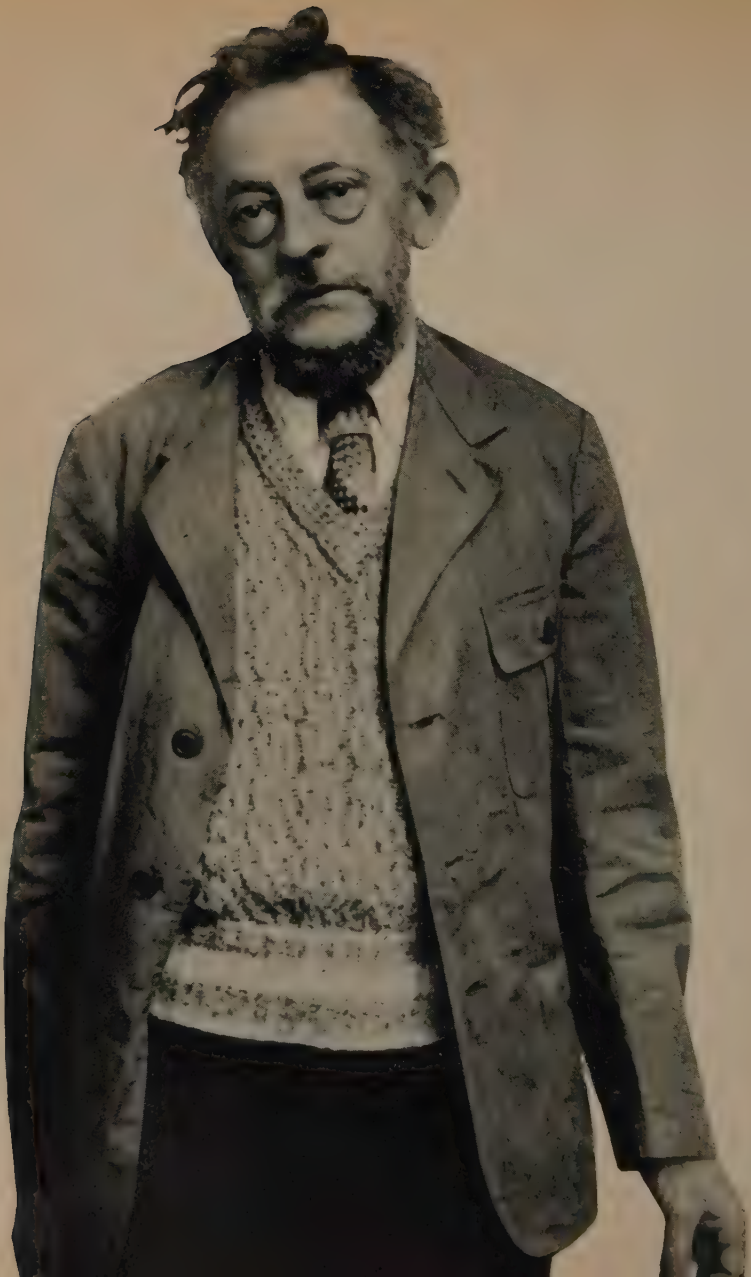
abguß einer Grabplatte gefertigt wird. Das Trocknen warten wir in der gemütlichen Sitzecke bei Plauderei und einem Gläschen Südwein ab. Es wird wohl auch um diese Zeit, da Schulen und Arbeitsstellen die Feinde festhalten, ein Gang am Inselsee gewagt. Aus dem Knusperhäuschen nebenan winkt ein lustigloses Mägdlein, das der Sabine in den Sedemunds Züge lieh. Mittagessen möglichst wieder in der Laube, Mittagsruhe, dann ausgedehnter Spaziergang durch die lichtbewaldeten Höhen, die unmittelbar anschließen. Boll trabt nebenher, Baldo, der starke, muß an der Leine geführt werden, an der er seinen Herrn vorwärts zerrt. Nach dem Abendessen gehts dann, wenn nicht schöne Abendluft noch im Freien festhält, ins Allerheiligste. Zeichnungen werden hervorgeholt, eine gute Musik gehört. Dann aber verfangen wir uns bei gutem Trank in ein Plaudern, das in die Tiefen der Nacht und des Inneren führt. Alte Themen werden berührt. Die Rußlandfahrt, Cassirers und der Brüder Geschicke.

In der reichen Bücherei weist er auf die Bände des „Dritten Reiches" von Möller van den Bruck mit persönlicher Widmung des Verfassers hin, Ernst war ihm in Florenz begegnet. „Ich weiß nichts damit anzufangen. Ich kann es nicht zu Ende lesen." Auch Däubler, hat er dort getroffen. Mit dem war es schon anders. Hier waren Funken gesprungen. Hier war mit gewaltigen Hammerschlägen hantiert und Eisen geschmiedet. Im „Seespeck" und im „Diario Däubler" erfahren wir davon.

Auch um das Werden seiner Werke geht mein Fragen, angeregt durch gemeinsames Beschauen hervorgeholter Zeichnungen. Wie entstehen seine Plastiken? Der Gedanke erhält durchweg seinen ersten Niederschlag in der Zeichnung. Nicht, daß diese zu dem Zweck entstände. Wie formt sie sich? „Ich fummle mit dem Bleistift hin und her, bis ich die richtige Linie gefaßt habe. Die wird dann scharf her-

ausgehoben." Auch beim literarischen Kunstwerk geht's nicht mit dem glatten Hinschreiben ab. „Jeder Satz, jede Seite, will gebaut sein. Ich suche nach der rechten Formulierung, nach dem passenden Wort. Finde ich das notwendige von drei Silben nicht, so lasse ich eher einen mir lieben Gedanken fahren. Es wird gefeilt und nochmals gefeilt. Aus der Fülle der Zeichnungen kommt mir der Wunsch, diese und jene Gestalt möchtest du auch plastisch hinstellen, die Zeichnung gibt das Ganze nicht." — „Weshalb drängst und quälst Du manchmal Deine Figuren in geometrisch geschlossene Formen?" „Das ist schwer zu sagen. Es strebt in mir nach einer Urform, mit dem Geheimnis der Zahl hängt das wohl zusammen, die aller Kunst zugrundeliegt." Unvermeidlich gerät in später Stunde die Rede auf die letzten Dinge, auf Gott, von dem er nicht gern redet, auf sein Bild, sein Wesen und mein und sein Verhältnis zu ihm. Der Künstler braucht die Gestalt, mag sie mannigfaltig sein, Bettler, Sternenrichter oder auch der weise alte Mann, — Wandlungen Gottes. Der Denkende und Empfindende aber endet bei der beglückenden Erkenntnis, daß Gott keine Gestalt hat. — Gott und das Leid. Ich bäume mich noch auf, ich kann einen Gott nicht lieben, der soviel unendliches Leid grundsätzlich schafft und zuläßt. — „Du bist noch nicht ganz hindurch." Mag sein, Ernst war sicherlich weiter, aber „hindurch" ist auch er nicht gekommen. Die Hiobserklärung befriedigt letzten Endes nicht. Sie ist ein Verzicht, Demut schöner gesagt. Ernst dringt wohl gelegentlich zu ihr vor; aber „hindurch" ist er nicht. Seine Werke der letzten Jahre, die gequälte Hexe, das ganze Elend der Menschheit, das er aus unergründlichem Mitleid immer wieder darstellt, sind sie nicht eine dauernde Anklage gegen Gott? Und fast am Ende des Werks steht der Zweifler, dem er seine Züge leiht.

Der Künstler um 1918



Das Ende

Die Machtergreifung kommt. Sie fügt zu den privaten Belästigungen die amtlichen. Anfangs ist die Situation nicht ganz klar. Goebbels besitzt zwei Werke von Ernst. Er ist geneigt, ihn zu halten. Aber Rosenberg, so schreibt Ernst, hat die Macht. Sie bringen ihren Zwiespalt vor den Führer, dem eine Anzahl Werke vorgeführt werden. „Weg", sagt der, der Fall ist erledigt. Die Durchführung folgt.

Haben die Partei und der Führer mit dieser Haltung Ernstens vorzeitigen Tod auf dem Gewissen, wie soviel behauptet wird? Sein Körper war lange brüchig. Das zeigen seine Briefe. Aber er hat im Kampf gegen seine Schwäche immer noch Großes geschaffen. Es bleibt dabei, daß die Haltung und die Vernichtungsschläge der Partei gegen sein Werk ihm jede Schaffenslust genommen, seinen Zustand schnell zum Zusammenbruch getrieben haben.

Freilich gibt er sich nicht kampflos. 14. 3. 1933: „Du hast recht, zu vermuten, daß ich durch die neue Ordnung im Lande nur noch weiter linkshin gedrängt, mehr gestoßen werde". Er erwägt, seine Stimme in linksstehenden Blättern zur Geltung zu bringen. Man weiß, daß sie bald verschwanden. Er richtet kühne, aber erfolglose Worte an amtliche Stellen. Endlich muß er einsehen, daß der Kampf vergeblich ist.

Sein Haus muß zeitweise polizeilich geschützt werden. Mir schreibt er: „Die Freunde, die Dir raten, in die Partei zu gehen, haben nicht schlecht geraten. Ein guter Sauerteig ist dort bitter not." Durch diese Worte finden ähnliche eine Aufklärung, die kürzlich zum Erstaunen selbst des Einsenders Herrn Haas durch die Presse gingen, er habe

geraten, „Die besten Leute gehören in die Partei". Gewiß, aber als Sauerteig. — Es kommt deutlicher:
14. 11. 1932: „Marlisi tut mir herzlich leid, daß sie ihren Hitler nicht gesehen hat (in Neumünster wurde für eine Massenversammlung ein Riesenzelt errichtet, das ein nächtlicher Sturm umwarf), Ihr Kummer war gewiß ein echtes Erlebnis — echter Idealismus. Aber ich fürchte, diese ganze entflammte Jugend wird mit Skorpionen gezüchtigt werden, indem sie es anders ansehen lernen muß. — Kann man diese Röhmjünglinge ohne Bedauern ihre Fahnenjunkeraufgeblähtheit zur Schau tragen sehen? Ich will zugeben, daß das Alles Außenkram ist, ich bin eben aus Natur nicht zugänglich, von vornherein bösartig und giftgeschwollen, wenn ich in den Dunstkreis der braunen Leute gerate. Laß es gut sein, ich weiß, daß ich, prinzipiell parteilos, hier hassen muß, auf die Gefahr hin, Unrecht zu haben." Das dürfte klar sein.
Langsam war seine Gegenwehr zerbrochen, Körper und Seele zermürbt. 5. 7. 1933: „Ich schlucke, um nachts schlafen zu können, soviel Schlafmittel, daß es auf die Dauer nicht gut gehen kann". Er raucht jetzt unmäßig, um sich zu beruhigen. 20. 12. 1933: „Ich fange an, mich auf meine Pomadigkeit zu besinnen. Man hat seine gute Zeit gehabt, und so hat man mehr gehabt, als mancher andere."

4. 5. 1934: „Dieser Winter hat mich uralt gemacht". 23. 1. 1935: „Soll man resignieren? Bewahre, aber weil man es nicht tut, bohrt es in einem und frißt, wie ein Wurm, höhlt aus und macht mürbe." 12. 12. 1935: „Die Figuren für Reemtsman sind fertig geworden. Daß ich bei der Arbeit Heiterkeit und Gelassenheit gewann, sei ihnen besonders gedankt. — An der Entfernung des Domengels geht die Arbeit munter fort. Ein bißchen Besuch, eine schlimme Nachricht, so sehr ich mir

immer wieder einrede, darüber zu stehen, quälen mich mit unmittelbaren Folgen. Eine kleine, ernsthafte Krankheit, und der alternde Meister muß fahren lassen, was er immer noch aufbrachte, die Kraft zur Leistung."

Rührend, wenn er schildert, wie er in anderen Stunden die Blätter seines „Seespecks" liest. „Eine quasi fremde Hand blätterte die Seiten meines Lebens um und verweilte nach Belieben bei wichtigen und unwichtigen Dingen und findet sie oft wertvoller als die anderen. Weiterarbeit daran ist ausgeschlossen. Mein Buch Zeichnungen nimm freundlich in Deine Hände." Kurz darauf wird es beschlagnahmt und vernichtet.

5. 1. 1937: „Ich habe das Rechten und Wägen so ziemlich fahren lassen. Trostlos ist doch wohl meine Stimmung gegenüber den Übermächten nicht, wir haben nur nichts miteinander zu schaffen. Schämen muß ich mich wegen der Methoden stellvertretend für jene, hassen wird langweilig, Verbitterung ist ein Zeichen von Kleinmut, Kämpfen ist unmöglich. Merkwürdigerweise ist gerade eine gewisse Jugend mir gewogen."

10. 9. 1937: „Dieser Frühling und Sommer dehnten sich für mich zu einem ganzen Lebensraum, man wurde stets in Atem gehalten. Es ist soweit gekommen, daß es sich erübrigt, Alles zu erzählen. Die Drohung des Berufsverbots hat monatelang über mir geschwebt."

Diese letzten Zumutungen hat Ernst nicht ertragen. Er selbst empfindet: „Die langsame Zermürbung von Leib und Seele wirkt tödlich".

Am 24. Oktober 1938 stirbt er im Krankenhaus zu Rostock.

Mich, wenn ich aus den alten Blättern diesen Leidensweg, die Zerstörung eines großen und edlen Menschen, der mein Freund war, lebendig an mir vorüberziehen sehe, befällt eine tiefe Trauer.

Der Abschied: In den Zeiten der Depression hatte Ernst mir geschrieben: „Das sauerste Stück dieser Briefarbeit ist, daß ich auch Dich bitten muß, mich nicht zu besuchen. Vielleicht, wenn Du mich anrufst, ‚ich bin in Güstrow', mag es einige Stunden gehen. Aber einen vorgemeldeten Besuch, das trage ich nicht mehr."
Ich teile mit, daß ich auf der Fahrt mit dem neu erworbenen Wagen vorbeikomme. „Du sollst gewiß an meiner Tür nicht vorüberfahren. Von Baldo droht keine Gefahr mehr. Er ist nach saurem Ende zu seinen Vätern versammelt und liegt mit Rex, seinem Widersacher, im Garten unter einem Stein. Boll ist nun der einzige Beller."
So fuhren wir Mitte Mai 1938 vor seine Tür. Meine Frau und Marlies konnten das Haus und ihn selbst noch einmal sehen. Er zwang sich zu einiger Munterkeit. Ein schöner, ruhiger Abend. Wir wohnten im Kurhotel am See. Am Morgen kam Ernst herüber, um Abschied zu nehmen. Wir drückten ihm noch einmal die Hände. Noch einmal fühlte ich sein großes Freundesauge auf mir ruhen. Der Boll bellt. Der Wagen rollt davon.

Einige Worte zu den Bildern

Die Bilder sollen zum großen Teil den Text erläutern. Sie ergänzen aber auch und sprechen durchweg selbst eine klare Sprache. Daneben mag bei manchem ein weiteres Wort doch noch förderlich sein. Die Zahlen bezeichnen die Textseite, neben der das Bild sich befindet.

Großvater Gottlieb Ernst Barlach, (Seite 13)
geb. am 26. 12. 1803, gestorben am 31. 1. 1874.

Die Züge sprechen für sich. Neben der im Text erwähnten Vitalität und Schalkheit ist doch auch die unbedingte Ehrlichkeit und Gradheit den Zügen zu entnehmen. Die gerade, kräftige, wohlgebildete, ein wenig nach unten gebogene Nase, der starke Haarwuchs, der große, sinnliche Mund sind Merkmale, die fast ausnahmslos in den Kindern und Enkeln wiederkehren.

Johann Gottfried Barlach, (Seite 8)
geb. am 24. 5. 1687, gestorben am 4. 7. 1768.

Ein Bildnis von hoher künstlerischer Qualität wie es dem bedeutenden Manne gebührte. Der Meister ist leider nicht bekannt. Die kurze Schilderung seines Lebensweges im Text mag noch durch einige Daten ergänzt werden. Ein vollständiges Bild gibt die Sonderschrift:

Johann Gottfried Barlach, der Entdecker der Solquelle, Bad Dürrenberg, 1938, Verlag Paul Kutzel. Ich entnehme der Schrift einige interessante Einzelheiten.

Der Großvater Behrend kam mit zwölf Kindern aus England und zog nach Lemgo. England dürfte sicherlich nicht die Heimat des Großvaters gewesen sein, denn die ziemlich gesicherte Herkunft des Namens Barlach von Burlage am Dümmersee, die Verbreitung der Barlachs um diesen Ort herum, die sonst kaum begreifliche Umsiedlung des in England begüterten Mannes mit Weib und Kind nach Lemgo, sprechen entschieden dagegen. Aus Talle bei Lemgo hatte sich Behrend, der Großvater, offenbar vor seiner England-Expedition, die Pastorentochter Ursula zur Lebensgefährtin geholt.

Einer der zwölf Söhne, Johann Hermann, gelangte über Spremberg nach Dresden. Er war Tischler, aber „mehr als ein reiner Handwerker. Sein Geist beschäftigte sich vielmehr mit anderen Dingen. Künstlertum regte sich in ihm." Er wird zum Hofmechanikus August des Starken ernannt.

In seinem Sohn Johann Gottfried gedeiht dies alles zur Blüte, der Techniker wie der Wissenschaftler und der Künstler. Hofmaler Fehling führt ihn in die Malerei ein. Er geht sechs Jahre an die von Friedrich I. errichtete Maler-Akademie in Berlin, hört dort daneben Chemie bei Mollwitz und vervollständigt seine Fähigkeiten in der Mechanik.

Zum Hofmodellierer August des Starken bestellt, schafft er eine Reihe kunstvoller Arbeiten, offensichtlich also Bildhauerwerke. Der Kurfürst erkennt aber den Wert seines überragenden Wissens und seiner technischen Fähigkeiten und vertraut ihm die Reorganisation des polnischen Salzbergwerkes Wilezka an, die er mit durchgreifendem Erfolg vollendet. Seine tiefe die Zeit überragende geologische

Einsicht läßt Barlach Schlüsse ziehen, wo im Lande Sachsen weiter Salz zu gewinnen sei. Er errichtet Werke in Artern, erbohrt die Quelle von Dürrenberg und reorganisiert das Salzwerk zu Kösen, wo er seinen Wohnsitz nimmt und zwei Häuser besitzt.
Ein erklärter Wissenschaftler, lehnt er die Wünschelrute ab, entlarvt das Perpetuum mobile eines Orfyreus. In der Musik und Münzenkunde hat er treffliche Kenntnisse. Er hinterläßt eine Bücherei von 3 000 Bänden und eine Sammlung mechanischer Zeichnungen und Modelle, darunter einer Dampfmaschine. Bei dem allen wird sein bescheidenes aber eigenbrödlerisches Wesen gerühmt. Erkennen wir nicht zahlreiche Züge, die in Ernst und seinen Brüdern, Hans namentlich und dem Sohn Nikolaus wiederkehren!

Michel Junge. Urgroßvater des Künstlers von der Mutter Seite, geb. 12. 12. 1771, gestorben 7. 1. 1848. (Seite 12)

Mühlenbesitzer in Elmshorn. — Eine wahrhaft Storm'sche Gestalt. Der „Herr Senator" der kleinen Stadt mit aller Würde und allem Anspruch in Art und Kleidung. Daneben etwas Phantastisches, man möchte sagen unheimlich Gespenstisches, als käme die Erscheinung nicht aus dem Leben, sondern aus der Dichtung. Ein besonderer in jedem Falle, auch wenn die Belichtung viel tut.

Die Bildnisse des Künstlers (Seite 6, 32, 33, 46, 78, 79)

Sie zeigen in hervorragendem Maße die Wandlung, die das reine Gottesgeschenk des Kindes in seinem Äußeren durch Reifen, Entwicklung, Schicksal, Not und Leid erfährt.

Das Anfangsbild Seite 6 gibt noch den ganzen ungebrochenen Charme der Jugend. Das Bild eines im besten Sinne schönen Jünglings, aus dem hoffnungsreiches Streben, aus dem prachtvollen Auge ein eindringliches Umfassen der Welt spricht. Es stellt den 22-jährigen Dresdner Akademie-Schüler von 1892 dar.

Das zweite Bild Seite 32 entstammt der ersten Pariser Studienzeit, in der der Künstler noch zwischen Malerei, Bildhauerei und Dichtung als dem Wesentlichen seiner Berufung schwankt. Die Alluren des Pariser Montmartre sind willig aufgenommen. Die Geringschätzung bürgerlicher Ordnung, die fröhlich lässige Stellung zum Leben können die gebliebene Kraft des Auges nicht verschleiern.

Dem ist dann gleich Seite 33 ein Bild der letzten Lebenszeit gegenübergestellt, das in man möchte sagen furchtbarer Weise die Runen zeigt, die das Leben in die Züge gegraben hat. Nicht gebracht habe ich die aus Plakaten und Büchern allgemein bekannten Selbstbildnisse der späteren Lebensjahre, die hart und schonungslos das gleiche offenbaren.

In dem Bild neben Seite 78 sehen wir den gereiften Künstler in der ruhigen Fertigkeit der Männerjahre, Jahre des Schaffens. Ich freue mich, diesen Bildern zum ersten Mal ein Foto der letzten Jahre zugesellen zu können, das den Künstler in ganzer Gestalt zeigt Seite 79. Ein nicht furchtbares, nicht unheimliches Bild, aber ein im tiefsten erschütterndes. Ich sehe darin den Augenblick, wie der Künstler, der eben noch am Werk gearbeitet hat, davon zurücktretend die Hand sinken läßt und es kritisch betrachtet: „Ich weiß nicht, was es geworden ist, aber ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte“. So schrieb er mir. Aber nicht nur das sagt das Bild. Es zeigt, wie man diesen Menschen zerschlagen hat; in Haltung und Zügen ist das unverkennbar. Was aber das schönste daran ist: Es

hat nicht die unerbittliche Härte der Selbstbildnisse, es gibt die Weisheit und die Güte, die trotz aller Schläge nicht in Bitterkeit vergangen sind. Es zeigt das immer noch große der Welt offene Auge, wenn auch gebettet in Falten und Säcke. In diesem Bild möchte ich den Vetter der Nachwelt bewahren.

(Seite 18, 19)

Der Vater, Dr. med. *Georg* Gottlieb Barlach, geboren am 13. 2. 1839, gestorben am 3. 7. 1884, war Arzt in Satrup, Wedel, Schönberg und Ratzeburg. Der „kleine, scharfe, feurige, schwarzlockige Herr, schnell bereit, in allen Dingen Ernst zu machen", so schildert ihn der Sohn und das sagt auch das Bild. Er mag sich um die Kinder nicht viel haben kümmern können, immerhin erzählt er auf Praxiswegen dem begleitenden Sohn griechische Sagen.

(Seite 18, 19)

Die Mutter, Johanna *Luise* Vollert, geb. am 29. 6. 1845, gestorben am 15. 8. 1920, war von der oft überempfindlichen Art des rotblonden Typs. Die Anlage steigerte sich, nachdem sie in kurzer Folge, vom 2. 1. 1870 bis 8. 8. 1872, vier Kindern das Leben geschenkt hatte, nicht lange nach der Geburt der Zwillinge zu einem ausgesprochenen Gemütsleiden, woran die heftige Art des Vaters, so meinte jedenfalls der meinige, wohl nicht ohne Schuld gewesen sein mag. Der Gatte hielt ihre Anstaltsunterbringung für erforderlich. Sie blieb dort etwa sechs Jahre, d. h. während der wesentlichen Entwicklungsjahre der Kinder. Sie wuchsen mithin ohne mütterliche Fürsorge auf. Von der Ersatzkraft, die der Vater während dieser Jahre für Haushalt und Kinderbetreuung annahm, sagt Ernst: „Sie war ohne Gnade bei Gott und den Menschen". Ähnlich war es auch einem Teil der Generation des Vaters ergangen. Er war 13, mein

Vater 4 Jahre alt, als die Mutter starb. Ernsts Sohn Nikolaus wiederum wuchs gleichfalls ohne Berührung mit der leiblichen Mutter auf.
Das Leiden der Mutter des Künstlers, wohl gebessert aber nicht behoben, verschlimmerte sich während des Zusammenlebens mit dem Sohn dann in einer seinen Lebensstil schwer beeinflussenden Weise. (Vergl. Text.) Gleichwohl hat die Mutter ihm in den zwischenliegenden Jahren offenbar viel gegeben. Sie war eben rechtzeitig aus der Anstalt zurückgekehrt, um die Kinder nicht ganz verwaisen zu lassen, denn kurz danach starb der Vater.

Generation der Eltern (Seite 18, 19)

Die Bilder mögen willkommen sein, um die knappe Schilderung des Textes zu ergänzen. Während mein Vater Carl blauäugig und blond war, ist Johannes ein ausgesprochen brünetter Typ, ebenso wie der Vater des Künstlers. Die gerade, wohlgeformte Nase ist bei allen Geschwistern völlig gleich.

Die Brüder (Seite 20)

Die Bilder der Brüder stammen alle etwa aus der Zeit ihrer Schulreife, des Eintritts in das Leben. In Hans sehen wir den aufgeschlossenen Sinn, der das Leben frisch und froh anpacken wird, in Niko den frühen Grübler, in Josef den gutmütig fröhlichen. Niko und Josef, ein ungewöhnlich verschiedenes Zwillingspaar.
Hans brachte es in Charkow zu Wohlstand und Ansehen. Er besaß Anteile an Ölquellen im Kaukasus. Seine Mitgliedschaft beim deut-

schen Flottenverein brachte ihm die sofortige Verhaftung bei Beginn des Weltkrieges ein. Er wurde in die Gegend jenseits des Ural verschleppt, wohin Frau Olga, eine Russin, dies sei zu ihrer Ehre gesagt, ihm folgte. Auf der Flucht nach Ausbruch der Revolution entgingen beide mehrfach knapp dem Tode. Schon zum Erschießen an eine Bahnhofswand gestellt, wurden sie durch plötzliches Anrücken der weißen Armee befreit. Das gleiche schwere Geschick band Hans wohl noch eine Reihe von Jahren nach der Flucht an die Gattin. Das Martyrium, das er mehr und mehr durch sie erdulden mußte, reifte dann aber den Mut zur Scheidung (Text).

(Seite 21)

Der Bruder Ernst des Verfassers starb mit 23 Jahren. Das eigene Bild stammt aus der Zeit der beginnenden Freundschaft mit dem Künstler.

Heimatorte (Seite 36)

Das schöne Aquarell zeigt Wedel im Jahre 1867. Der Zustand im Geburtsjahre des Künstlers 1870 wird noch der gleiche gewesen sein. Heute sind wesentliche Umgestaltungen erfolgt, ist insbesondere der Roland versetzt. Das weiße Haus, das gerade vor der Sicht der Straße liegt, ist das Geburtshaus des Künstlers. Aus seinem Fenster konnte er, wie er dies im selbsterzählten Leben schildert, den Roland in seiner Hintenübergebogenheit bestaunen.

Die Wohnung der Eltern in Ratzeburg — als Patorat gebaut — nannte Ernst selbst sein Vaterhaus. Er hat in ihm die wesentlichen Jahre der Kindheit verlebt. Die Ernst-Barlach-Gesellschaft hat es

erworben und zur Gedenkstätte ausgestaltet, die jetzt von dem Sohn Nikolaus betreut wird.

(Seite 73)

Zeigt den *Einzug der Bronzen in das neue Heim.* Der Enkel Ernst sitzt selbstbewußt dazwischen.

(Seite 66)

Das *Straßenbild aus Güstrow* zeigt drei den Text gut ergänzende Ansichten. Gleich vorn die Opitz'sche Buchhandlung, sodann den Turm der Pfarrkirche in dem der Uhrmacher Virgin das Werk betreut und Boll mit dem Plan ringt, sich hinabzustürzen. Vor der Straße das stattliche Gasthaus zum Erbgroßherzog, in dem Ernst so manche gute Mahlzeit und manchen guten Trunk getan hat, und in das er seine Gäste zu führen pflegte (Schaper).

(Seite 55)

Die Aufführung der Sündflut in Berlin, deren Bildbericht im Börsen Courier wir bringen, fand im April 1925 statt im Staatstheater. Außer Heinrich George als Noah wirkten Albert Steinrück als Calan und Lucie Mannheim als Awah mit.

(Seite 54)

Die Wiedergabe der ersten *Seite eines Briefes* an den Verfasser ist vom Künstler mit einem Ausschnitt aus einem selbstgefertigten Probedruck der Wandlungen Gottes geschmückt. Die segnenden Hände, ein Gruß von tiefer Bedeutung.

(Seite 42, 43, 67)

zeigen Fotos, die dem Verfasser während des Werdens der Werke oder doch ehe sie die Werkstatt verließen von der Arbeit des Vetters unterrichteten.

Davon dürfte der wohl weithin unbekannte Erstentwurf des Magdeburger Mals besonders interessant sein. Er zeigt völlig ungemildert Härte und Grauen der Krieger, die wie ein Sturm darüber hinstreichen. In dieser Härte hat der Künstler es seiner Zeit nicht bieten wollen. Die Ausführung zeigt erhebliche Milderung, auch wohl als Anpassung an die geweihte Stätte seiner Bestimmung.

(Seite 92)

Die Ehrentafel wurde bald nach der Bestattung im Garten des Ateliers in Güstrow aufgestellt. Sie ist eine Schöpfung des Freundes und Helfers Böhmer, der hier zeigt, daß er auch Künstler war und daß er Art und Weise des Freundes ehrend erkannte.

Die Bilder auf Seite 36, 72 und 73 wurden von Heinz Groth, Blankenese, aufgenommen. Das Bild zwischen Seite 32 und 33 von Heinz Wulf, Eutin, und die Photos auf Seite 37 von Albert Hannig, Ratzeburg.

Erste Grabtafel im Garten am Inselsee

Ernst
Barlach
geboren
2. Jan. 1870
gestorben
24. Okt. 1938
was sterblich
an ihm war
begraben
28. Okt. 1938

Stammtafeln

I Stammbaum ohne Seitenlinien

(Behrend Bernhard Barlach) ∞ **Ursula Jacobi**
in Talle-Lemgo-Braunschweig — Tochter des Pastors Stephan Jacobi in Talle

Hans Barlach ∞ **Maria Boor**
Kossat und Sager in Griesen
† 1715

Johann Hermann Borlach ∞ **Beate Streckenbach**
Hofmechanikers in Dresden
* 1651 † 1699

Johannes Christianus Barlach ∞ **Dorothea Maria Moss**
Schneidermeister in Griesen — aus Görlitz
* 17, 1. 1675
† 1744

Johann Gottfried Borlach
Künstler und Salinendirektor in Dresden-Kösen
* 29. 5. 1687 † 4. 7. 1768

Nikolaus Gottlieb Barlach ∞ **Anna Sophia Krafft**
Schneidermeister in Eckernförde — aus Eckernförde
* 22. 2. 1730 † 31. 8. 1811 — * 1729 † 1824

Matthias Erdmann Barlach ∞ **Dorothea Maria Sondermann**
Schneidermeister in Eckernförde — aus Rendsburg
* 1772 † 1832 — * 1776 † 1874

Gottlieb Ernst Barlach ∞ **Catharina Margaretha Johanna Thiessen**
Pastor in Herzhorn, Süsel Bargteheide — aus Rendsburg
* 26. 12. 1803 † 31, 1. 1874 — * 26. 4. 1802 † 5. 5. 1852 in Süsel
Zweite Ehe mit Caroline Burmester, kinderlos

Georg Gottlieb Barlach ∞ **Johanna Louise Vollert**
Arzt in Wedel, Schönberg, Ratzeburg — aus Elmshorn
* 13. 2. 1839 in Herzhorn — * 29. 6. 1845 † 5. 8. 1920
† 3. 7. 1884 in Ratzeburg

Ernst Heinrich Barlach

Bildhauer, Graphiker und Dichter in Güstrow
* 2. 1. 1870 in Wedel † 24. 10. 1938 in Rostock

Rosa Limona Schwab * 10. 8. 1880 † 16. 3. 1936

Nikolaus Barlach ∞ **Ida Degner** aus Außergefild
Betreuer der Gedenkstätte in Ratzeburg
* 20. 8. 1906, Natürlicher Sohn von Ernst Barlach - adoptiert

Ernst Bernhard
* 19. 6. 1953

Hans Georg
* 31. 8. 1955

95924

II Stammbaum von Pastor Gottlieb Ernst Barlach — vollständig

Gottlieb Ernst Barlach
Pastor in Beydenfleth, Herzhorn, Süsel und Bargteheide
* 26. 12. 1803 in Eckernförde
† 31. 1. 1874 in Bargteheide

∞

Catharina Margaretha Johanna Thiessen
* 26, 4. 1803 in Rendsburg
† 5. 5. 1852 in Süsel
∞ Zweite Ehe 1860 mit Caroline geb. Burmeister, kinderlos

Maria Dorothea Friederike Barlach
Tante Friede
* 25. 11. 1832
in Beydenfleth
† in Fjelstrup
∞ **Pastor Matzen**

Auguste Matzen
∞ **Pastor Margaard**
in Leck und Fohl
Nordschleswig

6 Kinder

Heinrich Matthias Julius Barlach
Onkel Heinrich
Justizrat, Rechtsanwalt
in Ratzeburg und Altona
* 24. 3. 1834 in Beydenfleth
† 16. 12. 1899 in Altona
- Vormund des Künstlers -
∞ **Minna Richelsen**
aus Mölln — Tante Minna

Ernst Julius Friedrich Barlach
Vetter Friedrich
Kunstmaler in
München
und Capri
* 19. 12. 1860
† 17. 3. 1896

Harald Barlach
* 1862
† 4. 6. 1893
in Teneriffa
auf der Rückreise
nach Amerika

Richard Barlach
Vetter Richard
Offizier
in Flensburg
* 7. 10. 1865
† 28. 7. 1907
als Hauptmann
der Schutztruppe
in Deutsch-
Südwest-Afrika

Martha Barlach
Cousine Martha
* 1871
† 1944 oder 1945
in Berlin durch
Bombenangriff

Ernestine Maria Annalin Barlach
Tante Erne
* 21. 8. 1835 in Herzhorn
† 9. 11. 1895 in Hamburg

Georg Gottlieb Barlach
Dr. med., Arzt in
Satrup, Wedel,
Schönberg, Ratzeburg
* 13. 2. 1839 in Herzhorn
∞ **Johanna Louise Vollert**
aus Elmshorn
Eltern des Künstlers

Tafel III

Johannes Konrad Barlach
Schiffsreeder in Hamburg
* 12. 3. 1844 in Süsel
† 16. 11. 1880 in St. Louis

Carl Richard Barlach
Geh. Sanitätsrat, Dr. med.
Arzt in Neumünster
Onkel Carl
* 14. 3. 1846 in Süsel
† 1. 2. 1918 in Neumünster
∞ **Ottilie Meßtorff**
aus Neumünster

Ernst Otto Barlach
kand. theol.
in Neumünster
Vetter Ernst
* 27. 7. 1876
† 25. 5. 1899

Karl Georg Barlach
Rechtsanwalt
in Neumünster
Vetter Karl
* 3. 3. 1878
- Verfasser -
∞ **Katharina Dorothea Bartram**
* 1. 4. 1881

Christine Marie Elisabeth Barlach
* 17. 6. 1883
∞ **Bodo v. Zingler**
Offizier
gefallen
18. 12. 1914
im Weltkriege

Marie Luise Barlach
* 30. 3. 1916
∞ **Hartwig Frh. v. Bredow**
Chemiker und Ingenieur
in Sasolburg-Süd
Afrika-Union
Susanne v. Bredow
* 1953 † 1957

Bodo v. Zingler
* 22. 12. 1905

Gisela v. Zingler
* 4. 7. 1911

Hasso v. Zingler
* 12. 5. 1914

mit Nachkommenschaft

III Stammbaum Dr. med. Georg Gottlieb Barlach

Georg Gottlieb Barlach ∞ **Johanna Louise Vollert**

Dr. med. Arzt in Wedel, Schönberg, Ratzeburg
* 13. 2. 1839 in Herzhorn, † 3. 7. 1884 in Ratzeburg

* 29. 6. 1845 in Elmshorn
† 5. 8. 1920 in Bad Kleinen

Ernst Heinrich Barlach
Bildhauer, Graphiker und Dichter zuletzt in Güstrow
* 2. 1. 1870 in Wedel
† 24. 10. 1938 in Rostock
- Der Künstler -

Rosa Limona Schwab
* 10. 8. 1880 in Wemding
† 26. 3. 1936

Hans Barlach
Ingenieur in Charkow nach dem Kriege Dozent an einer Ingenieurschule
* 11. 7. 1871 in Wedel
† 9. 6. 1953 in Berlin
∞ **Olga Feodorowna**
Zweite Ehe
Else Mühlbauer

Zwillinge

Nikolaus Barlach
Gärtner und Farmer
* 8. 8. 1872
† 27. 3. 1925
∞ **Amanda Santen**

Josef Barlach
Ingenieur und Farmer
USA
Niagarra Falls
* 8. 8. 1872
† 14. 2. 1923
∞ **Lucie Moud Joungs**
* 4. 2. 1883 in Roshell-Ohio

Nikolaus Barlach ∞ **Ida Degner**
Ingenieur
Kustos der Gedenkstätte Ratzeburg
* 28. 10. 1917 in Aufergefild bei Passau

Elisabeth Luise Barlach

Ernst Bernhard Barlach
* 19. 6. 1953 in Berlin

Hans Georg Barlach
* 31. 8. 1955 in Ratzeburg

Siegfried Thomas Barlach
* 29. 10. 1915 in Niagarra Falls

Antoinette Luise Flagg Barlach
* 18. 10. 1919 in Cortland

Caroline Gerda Barlach
* 3. 3. 1922 in Cortland

HOUCHEN
BINDERY LTD
UTICA/OMAHA NE.
2004